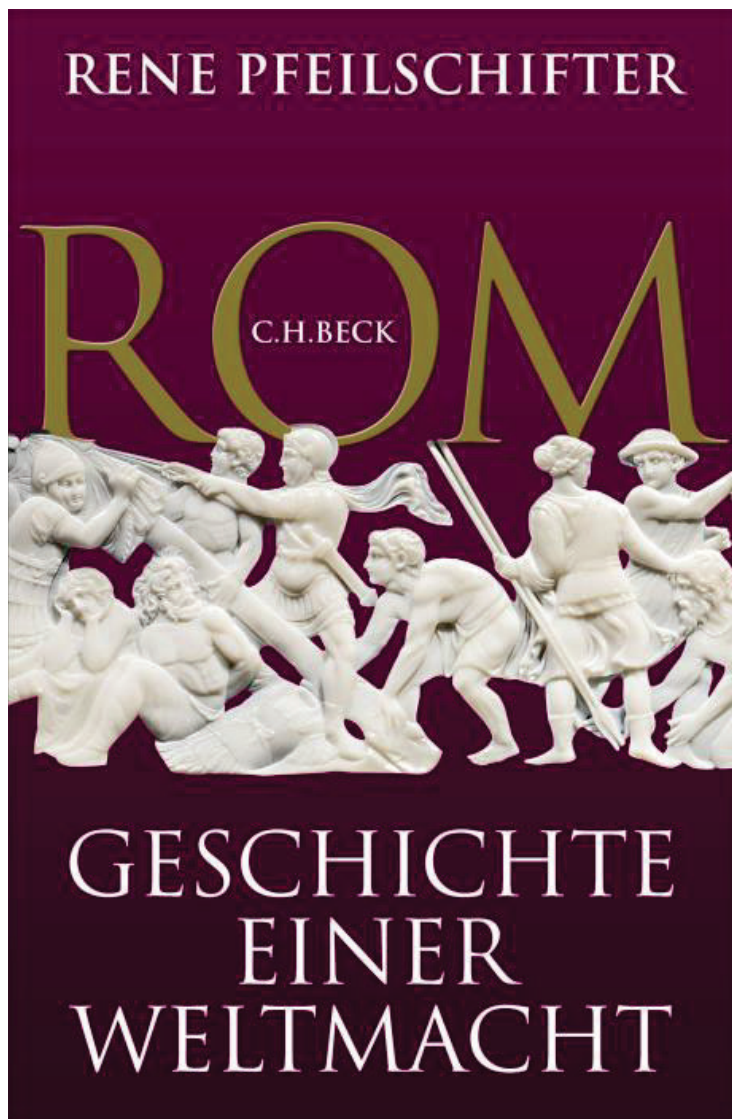


Unverkäufliche Leseprobe



Rene Pfeilschifter

Rom

Geschichte einer Weltmacht

2026. 928 S., mit 10 Abbildungen und 28 Karten

ISBN 978-3-406-84327-3

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/39931269>

Rene Pfeilschifter

ROM

Rene Pfeilschifter

ROM

Geschichte einer
Weltmacht

C.H.Beck

Mit 10 Abbildungen und 28 Karten

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Gemma Augustea (Ausschnitt),

römische Soldaten errichten ein Siegesmal,

gefangene Männer und Frauen werden gebunden und misshandelt,

© akg-images/picture alliance/Marcel Kusch/dpa

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84327 3

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

*Meinem Großvater,
der den Sinn für das Politische
in mir weckte*

Inhalt

Einleitung: Staat und Partizipation	11
I. Im Nebel	17
Die Mittelmeerwelt und Italien	20
Siedlungen am Tiber	32
Königszeit?	41
II. Die Ordnung des Gemeinwesens: die frühe Republik	47
Patrizier und Plebejer	48
Die Zwölf Tafeln	51
Der <i>pater familias</i>	57
Die Tribunen und die plebejische Selbstermächtigung	62
Die Volksversammlungen	67
Latium, Kriege und Konsuln	71
III. Wendung nach außen: die Eroberung Italiens	
(viertes und drittes Jahrhundert v. Chr.)	87
Die unruhige Nobilität	88
Bürger, Bauern und Soldaten	96
Samniten	100
Die Organisation der Herrschaft: Italien	106
Im tiefen Süden: die Begegnung mit Pyrrhos	118
IV. Jenseits von Italien: vom Ersten zum Zweiten Punischen Krieg	
(264–218 v. Chr.)	127
Der Kriegsausbruch	128
Zur See und zu Lande	138
Der vergiftete Frieden	152
Von Griechen lernen und Griechen beherrschen	157
Der starke Staat: die römische Armee	162

Gaius Flaminius und die alte Republik	176
Der Konflikt um Sagunt	181
V. Der Hannibalkrieg (218–201 v. Chr.)	189
In die Katastrophe	190
Die Entdeckung des Gemeinwohls	199
Am Metaurus	211
Scipio und der Senat	218
VI. Die Eroberung der Welt (200–134 v. Chr.)	225
<i>Imperium sine fine</i>	228
Die Organisation der Herrschaft: der Mittelmeerraum	236
Griechische Kultur	246
Italien, außerhalb Roms	250
Profite, das Volk und die politische Kultur	257
Die Ansprüche des Einzelnen und die Verengung des senatorischen Regiments	274
VII. Das Zeitalter der Experimente (133–78 v. Chr.)	285
Neue Horizonte: Tiberius Gracchus	292
Die Reform als Programm: Gaius Gracchus	306
Die Diktatur des Volkes: Marius, Saturninus und Glaucia	320
Der Ruin Asiens	345
Der Bundesgenossenkrieg	354
Märsche auf Rom	372
Im Bürgerkrieg	379
Der erste Diktator: Sulla	385
VIII. Sklaverei	399
Von der Selbstverständlichkeit, einen Menschen zu besitzen	401
Lebenssituationen	405
Sklavenhaltergesellschaft?	408
Freigelassene	412
Widerstand	416
IX. Der Verfall des Staates und das Ende der Republik (78–42 v. Chr.)	423
Diagnosen	428
Das Reich, die Republik und die Soldaten	434

Gruppen und keine Bewegung, Ehre und kein Anstand:	
Politik in den Fünzigern	445
Geld	456
Der zweite Diktator, Befreiung und letzte Hoffnung	467
X. Eine besondere Frau und das Schicksal der vielen	483
Frauen in der Öffentlichkeit	486
Töchter, Väter und Vormünder	490
Heiratsalter	494
Hochzeit und Ideale	498
Realitäten	501
Scheidung	505
Unterhalb der Eliten	509
Bis der Tod uns scheidet	511
XI. Augustus (31 v. Chr. bis 14 n. Chr.)	515
Was von der Republik blieb	517
Die neue Armee	525
Der neue Staat	537
XII. Leben in der Sonne: das Kaiserreich	
(erstes und zweites Jahrhundert n. Chr.)	551
Tacitus und der Widerstand gegen den Prinzipat	552
Das Akzeptanzsystem	560
Eroberungen, der Ausbau des Staates	
und wer das alles bezahlte	570
Herrschaft und Gesellschaften in den Provinzen	581
Die Juden und der Widerstand gegen Rom	597
XIII. Die Welt, in der man existierte	609
Umwelt und Klima	610
Überleben	621
Die nächste Generation	627
XIV. Von den Severern zu Diokletian:	
die Reichskrise des dritten Jahrhunderts	639
Germanen und Perser	641
Der Untergang des städtischen Akzeptanzsystems	646
Christen	652

Resilienz und Behauptung	662
Diokletian und die Machbarkeit von allem	669
XV. Der Triumph des Christentums (viertes Jahrhundert n. Chr.)	683
Die Wende Konstantins	686
Der Fehler	695
Julian	706
Religion und Staat im christlichen Reich	713
XVI. Der Fall des Westens (viertes und fünftes Jahrhundert n. Chr.)	723
Bürgerkriege, Kriege und monarchische Solidarität im vierten Jahrhundert	726
Antiocheia und der spätantike Staat	732
Die Rückkehr des städtischen Akzeptanzsystems	744
Agonie und Untergang	756
XVII. Das Reich im Osten (fünftes bis siebtes Jahrhundert n. Chr.)	771
Krise in Konstantinopel?	772
Was vom Westen übrigblieb	777
Neue Ketzereien	788
Justinian	801
Ans Ende der Antike	818
Die arabische Revolution	833
Epilog	841
 Anhang	
Danksagung	847
Anmerkungen	848
Zeittafel	858
Liste der Kaiser	863
Hinweise zu Quellen und Forschung	865
Bildnachweis	914
Sachregister	915
Personen- und Ortsregister	918

Einleitung: Staat und Partizipation

Was ist uns heute Rom? Nichts. An Rhein und Donau stehen noch Reste des Imperiums. Aber sie sind bestenfalls Ziele von Sonntagsnachmittagsausflügen, klobige Zeugen einer fremden Vergangenheit, in der die Menschen anscheinend in Ruinen hausten, immerhin manchmal Versatzstücke einer städtischen Identität, in Köln oder Passau vielleicht. Aber eben nur Versatzstücke, leicht zu bewegen und gegebenenfalls zu entfernen. In solchen ›Römerstädten‹ lebt es sich nicht anders als in Dresden oder Hamburg, und falls doch, dann nicht wegen der Römer.

John F. Kennedy verband 1963 sein berühmtes «Ich bin ein Berliner» mit der Vergangenheit Roms. «Two thousand years ago, two thousand years ago the proudest boast was: *civis Romanus sum*. Today, in the world of freedom, the proudest boast is: *Ich bin ein Berliner*.»¹ In Erinnerung blieb natürlich das zweite Zitat. Aber es ist bemerkenswert: Über 100 000 Menschen waren zum Schöneberger Rathaus gekommen, und viele, viele mehr in Westdeutschland und in den Vereinigten Staaten waren über Radio und Fernsehen live dabei. Kennedy hielt keinerlei Erläuterung für nötig. Selbst das Lateinische ließ er ohne Übersetzung. Schlechter erging es Boris Johnson, der sich 2022 in seiner Rücktrittserklärung mit dem frühromischen Helden Cincinnatus verglich: «And, like Cincinnatus, I am returning to my plough.»² Johnson tat die Bemerkung nebenbei, er sprach über sich und nicht über das Schicksal der Welt, eher mit Humor als mit Pathos. Aber die wesentliche Differenz zu Kennedy ist, dass er nicht verstanden wurde. Bevor seine politischen Gegner in ihre erwartbare (und vermutlich erwartete) Empörung verfielen, mussten sie sich erst kundig machen, wer dieser Cincinnatus überhaupt war. Öffentliche Rückgriffe auf die Antike funktionieren heute nicht mehr.

Das Altgriechische ist faktisch kein Schulfach mehr, das Lateinische befindet sich in einem gedeckten Rückzug. Im Geschichtsunterricht kommt die Antike, da sie zwangsläufig am Anfang steht, für viele Schüler zu früh. Die Kirche, insbe-

sondere in ihrer katholischen Spielart, hat in ihren Texten und in ihrer Liturgie über Jahrhunderte hinweg eine Ahnung von Rom vermittelt, und zwar in breitesten Schichten. Heute teilt sie das Schicksal des Lateinischen. In Europa und in der englischsprachigen Welt taugt die Antike am ehesten als Kulisse für die Präsentation nackter Oberkörper in zweitklassigen Filmen und Fernsehserien. Das gilt als römisch (oder griechisch), die Charaktere agieren aber wie Akteure in einer Seifenoper, die sie ja auch sind.

Ein drastischeres Beispiel: Der *Islamische Staat* propagierte seit 2014 in seinen Magazinen und Videos den Kampf gegen die «Römer». In den Jahren 2016 und 2017 gab er sogar ein Magazin mit dem Titel *Rumiyah* heraus. Die Feindbenennung geht zurück auf die Anfänge des Islams, als das Römische Reich eine Weltmacht und der christliche Hauptgegner der Araber war. «Römer» steht in der Propaganda heute als Synonym für die anderen: die Ungläubigen, die Christen, den Westen. In Europa und Nordamerika hat diese Verwendung des Begriffs eher Ratlosigkeit als Schrecken ausgelöst. Die Einwohner des modernen Roms antworteten mit sarkastischen Hinweisen auf die chronischen Verkehrsprobleme der Stadt, und im Internet wurde über eine Invasion Italiens von Libyen aus spekuliert.

Die Wahl gerade des Terminus «Römer» sollte man aber nicht als Entscheidung von ein paar Verwirrten abtun. Der über einige Jahre breite Zustrom von Rekruten zeigt, dass die Propaganda des *Islamischen Staates* auf Begriffe und historische Konstellationen zurückgreift, die vielen Muslimen heutzutage zumindest noch vage bekannt sind. Im Westen ist das Gedächtnis kürzer. Gemeint fühlen sich nur noch die Bürger der italienischen Hauptstadt.

Zwischen Kennedy und Johnson ist das antike Rom aus der kollektiven Erinnerung verschwunden. Es fehlt nicht nur an Wissen über seine Geschichte. Es fehlt an der Relevanz Roms. Die Antike erscheint weder als streitenswert noch als bedeutsam für die Gegenwart. Niemand zieht ernsthaft eine Linie vom Römischen Reich zu den westlichen Staaten des 21. Jahrhunderts. Europäer und Amerikaner sehen sich nicht als Nachfolger Roms. Ebenso wenig liegt in Rom ein Vorbild für die Zukunft Europas. Für unsere Identität spielt dieses Erbe keine Rolle, wir sind keine Römer. Und das ist ein Glück.

Warum also eine *Römische Geschichte*? Rom ist interessant. Und das Interessanteste am Interessanten ist: Keine andere politische Formation der Weltgeschichte hat so viele Verwandlungen durchgemacht und gleichzeitig eine solche Dauer erreicht. Die *res publica* der Römer begann irgendwann im späteren fünften oder früheren vierten Jahrhundert v. Chr. und bestand in lückenloser Kontinuität bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer 1204. Akzeptiert man eine kurze Unterbrechung von da bis zur Wiederaufrichtung des

Reiches der Byzantiner, die sich als Römer verstanden, dann kommt man sogar bis ins Jahr 1453. Das sind 1600, ja 1800 Jahre. In dieser Zeit wuchs Rom von ein paar Dörfern zum gewaltigsten Imperium der Erde und schrumpfte zurück auf Stadtgröße. Eine Republik wurde zur Monarchie. Das Lateinische wich dem Griechischen. Von Italien verlagerte sich Rom an den Bosphoros, ohne dass man die Stadt am Tiber überhaupt noch kontrollierte. Von den Menschen in Konstantinopel wusste keiner von Vorfahren, die vor 300 oder auch nur vor 200 Jahren in Latium gelebt hatten. Anders als in Ägypten, China oder Japan änderte sich für Rom alles. Außer der einen Konstante: dem römischen Staat.

Die Römer nannten ihren Staat *senatus populusque Romanus* oder, öfter, *populus Romanus*. Dieser Begriff meinte nicht einfach die Inhaber des Bürgerrechts und schon gar nicht die gesamte Bevölkerung, sondern die öffentlich wirksamen, das Gemeinwesen gestaltenden Römer, dasjenige Volk also, das in formalen Versammlungen zusammenkam und abstimmte. Darin lag die Anerkennung öffentlicher Organe und ihrer Wichtigkeit. Der Staat stellte also nicht ein gesellschaftliches Geflecht aus Handlungen und Beziehungen von Individuen dar, aus sogenannten kulturellen Praktiken. Er war das regelgebundene, offizielle, wenn man so will verfasste Zusammenwirken der Amtsträger und Repräsentanten des Gemeinwesens. Dies wies schon deswegen über das Tun von Individuen hinaus, weil der Einzelne in einer bestimmten, entpersonalisierten Rolle agierte, der ein normativer Anspruch innewohnte: Was ist das Beste für die Gemeinschaft?

Der römische Staat agierte in seinen Konsuln und Kaisern, seinen Gremien und Versammlungen. Für die Menschen auf dem von ihm kontrollierten Territorium, eben dem Staatsterritorium, galten seine Entscheidungen als verbindlich. Der Staat gab Gesetze, führte Volkszählungen durch und erhob Steuern. Er kümmerte sich um öffentliche Infrastruktur, sprach Recht, initiierte Kriege, führte und beendete sie. Das sind ziemlich genau die zentralen Merkmale heutiger Staaten. Manchmal ist zu lesen, erst die westliche Entwicklung seit dem späten Mittelalter habe Staaten hervorgebracht. Das ist eine merkwürdige, eurozentrische Behauptung. Der sogenannte Westfälische Staat der Neuzeit, engdefiniert mit seiner Souveränität, Rechtsstaatlichkeit und Regulierungsfreude, existiert ohnehin mehr in juristischen Handbüchern als in der Wirklichkeit. Staaten entstanden überall auf der Welt, schon lange vor Rom, sobald Gesellschaften komplexer wurden und wachsende Differenzierungen ausgeglichen werden mussten.

Freilich gibt es durchaus Unterschiede. Die Industrielle Revolution und der von ihr ausgelöste technische Fortschritt haben ein immer noch wachsendes Potential für Kommunikation, Transport und Überwachung geschaffen, aus dem der westliche Staat der Gegenwart schöpft. Jeder vormoderne Staat stand hier schlechter da. Er verfügte über geringere Erzwingungs- oder besser Organisa-

tionsmacht, um seine Entscheidungen durchzusetzen. Entzog sich ein Rekrut der Einberufung, fehlte es der römischen Armee häufig an den Mitteln, die nähere und weitere Umgebung von dessen Dorf zu durchkämmen. Hinzu kam etwas anderes: Der Staat betrachtete im Vergleich zu heute deutlich weniger Bereiche des öffentlichen Lebens als seine Aufgabengebiete. Die Ehe beispielsweise blieb die gesamte Antike hindurch im Wesentlichen eine private Angelegenheit. Und das Land, dessen Armee die halbe Welt eroberte, verfügte bis zu Augustus nicht einmal in der Hauptstadt Rom über eine Polizei.

Um die Entscheidungsgewalt römischer Amtsträger und Gremien stand es also schlecht. Entweder konnten sie ihren Willen nicht durchsetzen, oder potentielle Aufgaben wurden gar nicht als staatliche Betätigungsfelder angesehen. Der römische Staat war ein schwacher. Zwar war er grundsätzlich stabil und in seiner Existenz nicht unmittelbar bedroht. Aber er vermochte nicht alle Aufgaben zu erfüllen, die ein Staat nach europäisch-westlichem Muster wahrnehmen sollte. Die Reichweite staatlicher Regulierungsmacht schwankte sowohl in territorialer Hinsicht – in der Stadt war sie stärker als in den Provinzen – als auch in funktionaler – der «starken Institution» Armee stand ein weniger effektives Steuererhebungssystem gegenüber. Ebenso veränderte sie sich im zeitlichen Verlauf.

Nun war das nicht schlimm. Es ging allen vormodernen Staaten so, und wie gesagt weisen auch unsere gegenwärtigen Staaten manches Defizit auf, das es ihrem Anspruch nach nicht geben dürfte. Im Globalen Süden dominiert schwache Staatlichkeit sogar, ohne dass die dortigen Gesellschaften deswegen dysfunktional wären. Und aus liberaler Warte ist der Zwischenruf fällig, dass ein begrenzter Staat eine ganz gute Sache ist. Aber ist es nicht merkwürdig – gerade der schwache römische Staat überdauerte mehr als eineinhalb Millennia? Schwäche bedeutet schließlich mindere Kapazität, die zu geringerer Resilienz führen kann und schließlich zum Kollaps: *failed state*. In Rom verhinderte dies ein hohes Ausmaß an Partizipation.

Mit Partizipation meine ich die Bereitschaft der Menschen, sich konstruktiv in die «öffentliche Sache», die *res publica*, einzubringen. Zum einen folgten sie den Entscheiden des Staates, auch wenn dieser sie nicht erzwingen konnte. Sie akzeptierten also seine Legitimation, das heißt das Bemühen, seinen Willen normativ zu rechtfertigen. Der Rekrut fand sich bei der Legion ein und kämpfte tapfer. Und da sehr viele so dachten und handelten, konnten die Römer weit größere und weit schlagkräftigere Heere aufstellen als zahlenmäßig keineswegs schwächere Feinde. Zum anderen verzichteten die Bürger einigermaßen auf gewaltsame Selbsthilfe und die Bildung von Schlägertrupps im öffentlichen Raum; so trugen sie zum inneren Frieden bei. Aber das war nicht alles: Die Menschen regelten ihre kollektiven Angelegenheiten und organisierten sich selbst, auch fern der Oberschicht

und weit von der Stadt Rom. Nicht nur soziale Eliten und Repräsentanten des politisch-administrativen Systems wirkten an Lösungen für gesellschaftliche Bedürfnisse mit, sondern auch ökonomische Akteure und selbstregelnde Gruppen. Steuerpächter, Handwerkervereine und Nachbarschaftsvereinigungen sind Beispiele dafür. Der Staat füllte den politischen Raum nicht allein. Regieren erfolgte nicht nur durch autoritative Regulierung des hierarchischen Staates, sondern auch durch das Zusammenwirken verschiedener soziopolitischer Akteure in Governance-Prozessen.

Ich will das Ganze nicht harmonischer darstellen, als es war. Governance bedeutete nicht bloß «aushandeln». Das Zusammenwirken nahm häufig nicht die Form eines Miteinander, sondern die eines Neben- oder Gegeneinander an. Vieles änderte sich über die Jahrhunderte. Die Teilhabe der Bevölkerung war mal größer, mal geringer. Staatliche Organisationsmacht schwand oder verdichtete sich, und auch der römische Staat entdeckte neue Entscheidungsfelder für sich. Doch insgesamt gelang die Gestaltung öffentlicher Angelegenheiten auf breiter Basis recht gut. Partizipation und staatliches Handeln griffen in langen Phasen wirkungsvoll ineinander. So gewann die Gemeinschaft der *res publica* ungewöhnlich große soziale Akzeptanz. Der unvermeidbare historische Wandel wurde in seinen Auswirkungen gedämpft. Deshalb bestand die öffentliche Sache der Römer so lange.

Dieses Buch richtet sich an politisch interessierte Leser. Viel Vorwissen über Rom ist nicht erforderlich, aber sie sollten neugierig darauf sein, was außerhalb ihrer eigenen privaten Welt vor sich geht, auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene. Die Politik von heute ist die Geschichte von morgen. Rom ist da eher von vorgestern. Gerade deswegen überrascht, wie vergleichbar die damaligen Probleme der Interessendurchsetzung und der Ressourcenverteilung häufig sind, wie nahe die Auseinandersetzungen um die Stellung des Einzelnen, der Wenigen und der Vielen in der Gemeinschaft aller wirken. Die Römer waren Menschen wie wir. Die Ergebnisse ihrer Entscheidungen aber waren nicht selten grundsätzlich verschiedene, geprägt von deutlich steileren gesellschaftlichen Hierarchien und der westlichen Moderne widerstrebenden Normen. Die wichtigste davon war die Unbedenklichkeit von Unterwerfung und Versklavung. Die Römer waren ganz andere Menschen als wir.

Römische Geschichte muss in Bezug zur Welt von heute erzählt werden. Die Betonung des Politischen und des für uns Relevanten hat Konsequenzen für die Disposition dieses Buches. Ich versuche die Fahrnisse der Römer und ihrer *res publica* von den Anfängen nachzuzeichnen bis zum äußersten Punkt ganz am Ende der Antike, im siebten Jahrhundert n. Chr. Gelegentlich streue ich systematische Kapitel ein, etwa zu Klima oder Familie. Im Wesentlichen folge ich aber

chronologisch dem Gang der Entwicklungen. Die Kaiserzeit und die Spätantike werden dabei ein wenig knapper abgehandelt, als Epochen einer autoritären Monarchie. Sie sind alles andere als uninteressant. Auch die kaiserliche Herrschaft funktionierte nicht ohne ein erhebliches Maß an Partizipation. Doch ich privilegiere die Epoche der Republik. Die meisten von uns leben ebenfalls in Republiken und sind ein politisches System mit breiter Verteilung der Macht unter vielen Akteuren gewohnt. Eben das war auch in der römischen Republik der Fall. In ihr rangen die Menschen am intensivsten und am öffentlichsten um die Belange des Gemeinwesens. In ihr gelangten die Römer bis an die Schwelle zur Demokratie, nur um diese für immer zu verlieren und mit ihr die Freiheit.

I. Im Nebel

Vom Anfang wissen wir nichts. Den Römern ging es genauso. Deswegen versuchten sie in späteren Jahrhunderten das Nichts zu füllen, mit Erzählungen von züchtigen Frauen, von bösen und guten Königen, von den ausgesetzten Zwillingen Romulus und Remus, von der säugenden Wölfin, von Alba Longa, von Aeneas. Inspiriert wurden sie dazu von den Griechen, und um diese zu beeindrucken, spannen sie eine Historie, die ebenso uralt und distinguiert war wie die hellenische. Aeneas gelangte nicht umsonst als Flüchtling aus dem brennenden Troja an die Küsten Italiens. Vor allem aber beeindruckten die Römer sich selbst, verlängerten ihre Vergangenheit bis ins Zeitalter der Heroen hinauf und projizierten ihre Identität in deren Taten. Sie begründeten ihr Jetzt mit dem Damals, und so lässt sich aus dem Schatz der Anekdoten, den die Antiquare, Dichter und Geschichtsschreiber der Jahrhunderte um Christi Geburt zusammentrugen, viel über das Selbstverständnis der Römer dieser Zeit lernen.

Aber nichts über die Römer des Anfangs. Dass an den Berichten über Aeneas und Romulus nichts Historisches ist oder dass das Gründungsjahr 753 v. Chr. gelehrt, doch fiktive Konstruktion der Antike ist, ist der modernen Geschichtswissenschaft seit jeher klar. Anders sieht es mit den letzten, etruskischen der sieben Könige aus, mit der Begründung der Republik und deren früher Zeit. Nicht wenige Forscher schenken der antiken Überlieferung umso mehr Glauben, je spätere Zeitabschnitte sie betrifft. Doch solches Vertrauen scheint vor allem auf dem Grundsatz zu ruhen, der schon die antike Erzählfreude befeuerte: dass eine große Geschichte einen großen Beginn haben müsse. Vielleicht war dem sogar so. Aber unsere Quellen lassen solche Behauptungen nicht zu, und zwar in fast gleichem Maße für den Stadtgründer Romulus wie für die frühe Republik.

Die römische Geschichtsschreibung setzte erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. ein, während des Krieges gegen Hannibal. Die Historiographie der Griechen existierte zwar schon länger, aber sie begann sich erst um 300 für das nun bedeutend werdende Rom zu interessieren. Erhalten sind uns von diesen Bemühungen, ob römisch oder griechisch, ohnehin nur Fragmente. Andere

in Literatur gegossene Quellen, wie Theaterstücke oder Aufzeichnungen und Lobreden aus Familienarchiven, geistern durch die Forschung, aber weder sind uns solche Werke überliefert noch ist überhaupt ihre Existenz gesichert.

Viel hat die Forschung über die Jahresaufzeichnungen spekuliert, die sogenannten Annalen, welche das Priesterkollegium der Pontifices seit frühester Zeit vorgenommen haben soll. Doch als die Kelten Rom am Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. eroberten, gingen diese Texte verloren und wurden höchstens später in die Vergangenheit hinein ergänzt (wohl eher konstruiert als rekonstruiert). Ohnehin ist unklar, wie viel uns dürre Einträge zu glück- oder unglückverheißenden Tagen, zu Mondfinsternissen und Missernten – denn Derartiges war der Gegenstand dieser Annalen – bei der Erforschung von historischen Ursachen und Wirkungen helfen könnten.

Natürlich nahm die schriftliche Fixierung mündliche Überlieferung auf. Doch Mündlichkeit ist ein schlechter Weg der Informationsweitergabe. Was erzählt wird, hängt stark vom Zufall ab. Ausgewählt wird nicht unbedingt das Ereignis mit den größten Auswirkungen – die im Moment des Geschehens häufig gar nicht zu überblicken sind. Und ohnehin unterliegt der Interpretation, was denn größte Auswirkungen sind. Das kann auf schriftliche Aufzeichnungen freilich genauso zutreffen. Doch diese sind immerhin fixiert und bleiben, außer es erfolgt ein absichtlicher Eingriff, unverändert. Mündliche Überlieferung aber wandelt sich auch ungewollt oder besser unbewusst. Jede erneute Erzählung verfälscht, ändert eine Geschichte etwas ab. Rein mündliche Tradierung vermag historische Prozesse nur über begrenzte Zeiträume einigermaßen korrekt weiterzugeben, höchstens über hundert Jahre. Neue Generationen wählen aus dem Bestand aus, transformieren, vergessen, je nachdem, was ihnen interessant erscheint, was ihre Gegenwart braucht. Fragmente des tatsächlich Geschehenen mögen zurückbleiben, aber es wird überwuchert von Ausschmückung, Begradigung, ganz neuem Stoff.

Die berühmte Kindheitsgeschichte von Romulus und Remus mag noch so ergreifend sein, sie hat dennoch keinen wahren Kern. Dafür fällt ins Auge, dass sie nach griechischem und vorderasiatischem Sagengut geformt ist, wie es sich bei den ausgesetzten Säuglingen Sargon, Moses und Kyros findet. Heroische Geschichten aus der Gründungszeit einer Gemeinschaft sind typischer Stoff mündlicher Tradition. Die sich noch im dritten Jahrhundert laufend verändernde Überlieferung wurde vom Senator Quintus Fabius Pictor während des Zweiten Punischen Kriegs (218–201 v. Chr.) schriftlich festgehalten und in eine vorzeigbare literarische Form gebracht. Diesen nunmehr fixierten Grundstock verfeinerten und erweiterten Pictors historiographische Nachfolger, bis hin zu den uns erhaltenen Werken von Livius und Dionysios von Halikarnass aus der Augustei-

schen Zeit. Aber schon der Grundstock trug kaum Wahrheit, zumindest keine für uns identifizierbare Wahrheit mehr in sich.

Eine plausible Nachzeichnung der frühen römischen Geschichte erfordert zeitgenössische Quellen, nicht Jahrhunderte später entstandene. Da die Römer wohl schon seit dem sechsten Jahrhundert über die Schrift verfügten, hat es sie auch in textlicher Form gegeben. Einige Verträge und Gesetze aus dem fünften Jahrhundert und angeblich sogar aus der davorliegenden Königszeit waren zur Zeitenwende noch erhalten. Für uns aber sind sie fast vollständig verloren, wir können ihre Authentizität nicht mehr überprüfen. Inschriften, also auf Stein festgehaltene schriftliche Äußerungen, gibt es aus der Frühzeit immerhin eine Handvoll. Es bleiben als Hauptquelle die Überreste von Menschen und ihren Bauten sowie sonstige materielle Hinterlassenschaften. Doch die archäologischen Funde und Befunde erlauben häufig keine Antwort auf die Hauptfrage des Historikers: warum?

Hinzu kommen Schlüsse aus späteren Zuständen von häufig sich nur langsam wandelnden Institutionen: von Sprache mit Hilfe der Etymologie, von politischen Einrichtungen, von Religion. Dass schon römische Antiquare mit dieser Methode zu oft dubiosen Ergebnissen kamen, warnt freilich vor allzu großem Vertrauen in diesen Weg. Zu leicht verbindet er sich mit dem modernen Vorurteil, dass die Römer besonders konservativ gewesen seien und deshalb aus ihren späteren Einrichtungen mit ein wenig Ingenuität auf die Zustände ein halbes Millennium davor geschlossen werden könne. Dass die Römer selbst dies glaubten und möglichst viele ihrer Institutionen auf eine möglichst frühe Zeit zurückführten, ist dabei nicht hilfreich. Tatsächlich wandelten vormoderne Gesellschaften sich langsamer als die unsrigen, die von einer ungeheuren technischen Innovation getrieben werden. Doch die Römer waren durchaus zu erheblichen und bewussten Veränderungen ihrer soziopolitischen Ordnung fähig. Anders hätte diese nicht über so lange Zeit hinweg bestehen können. So ist die Methode, vom Späteren auf das Frühere zu schließen, zwar unverzichtbar. Aber es lassen sich eher große Trends identifizieren als institutionelle Details, und je länger die betrachteten Zeiträume sind, desto unwahrscheinlicher ist eine kontinuierlich organische Entwicklung.

Letztlich ist nicht daran vorbeizukommen: Wir vermuten, aber wir wissen nicht. Vor dem späten vierten Jahrhundert v. Chr. sind Ereignisse, Personen und Daten der römischen Geschichte weitgehend unglaubwürdig. Strukturen sind etwas besser zu fassen. Aber ohne erzählende Quellen fehlen Kontext und Hintergründe. Archäologische Reste, Inschriften, Verträge und Gesetze geben manchmal schlaglichtartige Einblicke. So ist es immerhin nicht pechschwarze Nacht. Aber meist sieht man die Hand vor Augen nicht.

Die Mittelmeerwelt und Italien

Das Becken des westlichen Mittelmeers wird von der nordafrikanischen Küste eingerahmt, der Iberischen Halbinsel, dem heutigen Frankreich und der Apenninhalbinsel. Italien liegt einigermaßen im Zentrum des Mittelmeerraums, geeignet für Austausch in alle Richtungen, auch für Eroberungen.

Trotz dieser Lage befand sich Italien für Jahrtausende am Rand der Welt. An den Flüssen Ägyptens und Mesopotamiens entstanden im vierten Jahrtausend die ersten Hochkulturen der Menschheit. Ägypter und Sumerer richteten ausgefeilte Bewässerungssysteme ein und erhielten sie aufrecht. Die Völker am Nil, an Euphrat und Tigris und den angrenzenden Regionen bildeten die gesamte Kupfer- und Bronzezeit hindurch, und noch weiter bis ins vierte Jahrhundert v. Chr., die zivilisatorischen und auch politischen Zentren des mediterran-vorderasiatischen Raums.

Die Griechen im Süden des Balkans profitierten von dieser Nähe. Mit dem mykenischen Griechenland (etwa 1400–1200 v. Chr.) entstand auch dort eine erste Hochkultur, deren Keramik bis an die östlichen und südlichen Küsten Italiens gelangte. Es gab Handelskontakte, die allerdings umgekehrt in Griechenland, in Form handwerklicher Produkte aus Italien, keine Spuren hinterließen. Bei allen denkbaren Zufällen der Überlieferung: Italien lag damals deutlich hinter den östlichen Kulturen zurück und hatte schlicht nichts Gleichwertiges zu bieten. Weidewirtschaft dominierte, auf der Halbinsel gab es kleinste und kleine Siedlungen mit höchstens ein paar Dutzend Einwohnern.

Als um 1200 Invasionen und Migrationen bislang unbekannter Völker, Naturkatastrophen und politische Auseinandersetzungen Ägypten aufs äußerste herausforderten, das Hethiterreich in Anatolien und der Levante zu Fall brachten, die mykenischen Paläste zerstörten und Griechenland zurück ins schriftlose Zeitalter schleuderten, da war dieser Einschnitt in Italien schon deshalb nicht so spürbar, weil es weder Paläste noch Schrift kannte. Dass es dort generell keine nennenswerten Zerstörungshorizonte gibt, deutet auf einen anderen Aspekt der italischen Vorgeschichte hin: Eingriffsversuche von außen, sei es durch einwandernde Ethnien, sei es durch expandierende Reiche, blieben nicht aus, sie bestimmten aber nie das Schicksal der gesamten Halbinsel.

Vorderasien blieb das Powerhouse des Mittelmeerraums. Die Assyrier errichteten seit dem neunten Jahrhundert erstmals ein Reich, das weite Teile der Weltregion einschließlich Ägyptens umfasste. Die Perser schließlich unterwarfen im sechsten Jahrhundert alle Völker des Großraums und griffen sogar das grie-

DIE MITTELMEERWELT UND ITALIEN



Der Mittelmeerraum und Vorderasien

chische Mutterland (in etwa das heutige Griechenland) an. Weiter nach Westen reichten ihre Interessen aber nicht. Italien konnte sich ohne dominierende Einflüsse von außen entwickeln.

Die langen Küsten der Apenninhalbinsel stellten in der Neuzeit ein großes geopolitisches Handicap dar. In der Antike war das nicht ganz so. Die nautischen Fähigkeiten blieben rudimentär, das Meer war meist eher Bedrohung als Chance. Schiffe konnten zwar über das offene Meer und gegen den Wind segeln. Aber wo immer möglich fuhren sie lieber die Küsten entlang. Die wichtigsten italischen Seehandelsrouten führten nach Sizilien oder zum Balkan, bezeichnenderweise an der schmalsten Stelle der Meerenge vor dem heutigen Albanien. Großangelegte Landungen oder zielgerichtete Attacken über See kamen selten vor, obwohl den Küsten die Piraterie nicht unbekannt war.

Neuankömmlinge pflegten von Norden zu kommen. Die Alpen grenzten die Halbinsel deutlich ab, bildeten aber nie einen Sperrriegel. Schon in vorgeschichtlicher Zeit kannten und nutzen die Menschen gute Pässe in alle Richtungen. Dem ökonomischen Austausch nach Zentraleuropa standen keine grundsätzlichen naturräumlichen Hindernisse entgegen. Oberitalien rechneten die Römer lange nicht zu dem, was sie *Italia* nannten, aber das hatte politische Gründe, nicht landesnatürliche oder solche fehlenden Kontakts. In geographischer Hinsicht leuchtet eher ein, dass auch Sizilien, Sardinien und Korsika nie als Teil von *Italia* betrachtet wurden.

Die Topographie der Halbinsel ist bestimmt vom Apennin, der sich in Fortsetzung der Alpen von Nordwesten über 1500 Kilometer bis zur Stiefelspitze im Süden erstreckt. Der Apennin ist kein Hochgebirge und erreicht nirgends auch nur 3000 Meter. Pässe sind nicht nötig. Gut passierbare Pfade führen durch eine wechselhafte, damals stärker bewaldete Landschaft mit maßvollen Steigungen. So eignet sich das Gebirge gut für Wechselweidewirtschaft. Rinder, Ziegen und Schafe verbringen den Sommer auf den Höhen, den Winter in den Tälern. Die Halbinsel ist wasserreich, aber abgesehen vom Po, der ohnehin nahe der nördlichen Peripherie liegt, besitzt Italien kaum schiffbare Flüsse. Austausch und Binnenverkehr waren auf den Landweg angewiesen.

Die beiden Tiefebene um den Po im Norden und in Apulien im Süden weisen nach Osten; dort dominierte der Ackerbau. Da der Apennin größtenteils näher an der Adria verläuft, liegen die weiteren nichtgebirgigen Regionen der Halbinsel im Westen: Etrurien, Latium und Kampanien. In deren dank vorgeschichtlicher vulkanischer Aktivität fruchtbarem Hügelland waren Wechselweidewirtschaft und Ackerbau oft nebeneinander möglich; besonders begünstigt war Kampanien. Etrurien, die heutige Toskana, besaß reiche Bodenschätze an Eisen und Kupfer. Latium stand in dieser Hinsicht hinter den beiden Nachbarregionen zurück,

DIE MITTELMEERWELT UND ITALIEN



Italien

wahrscheinlich der wesentliche Grund dafür, dass seine zivilisatorische Entwicklung etwas langsamer verlief.

Welche Menschen lebten nun um 1200 in Italien? Ohne schriftliche Zeugnisse fällt die Antwort sehr schwer. Über politische Organisation, ethnische Zugehörigkeit und Sprache wissen wir nichts. Es ist kein Zufall, dass diese Epoche in Europa noch nach dem wichtigsten Werkstoff benannt wird, der Bronze. Anders als das natürlich vorkommende Kupfer ist Bronze eine Legierung aus diesem Metall und aus Zinn. Und sie ist wesentlich härter, fester und beständiger. Die Vorteile der Bronze, sobald man sie entdeckt hatte, waren also offensichtlich. Doch ihre Herstellung brachte auch einige Probleme mit sich, deren Lösung im zweiten Jahrtausend tiefgreifende soziale Umwälzungen auslöste.

Anders als Kupfer kam Zinn in Italien und auch im östlichen Mittelmeerraum nur selten vor. Es musste also anderswoher beschafft werden, vor allem aus Westeuropa. Die Nachfrage nach Zinn schuf weitreichende Handelsnetzwerke, die von den Britischen Inseln bis Zentralasien reichten. Die Herstellung der Bronze und ihre Bearbeitung erforderten mehrere Arbeitsschritte. Minenarbeiter, Händler, Ofenarbeiter und Schmiede hatten alle ihre Aufgaben, für die es spezialisiertes Wissen brauchte. Die höhere Qualität des Materials erlaubte nicht nur die Fertigung besserer Produkte, diese konnten nun auch in größerer Zahl und standardisiert, fast schon in Serie, hergestellt werden. So entstanden in ihrer Leistungsfähigkeit bis dahin nicht vorstellbare Werkzeuge, nicht zuletzt auch Waffen, die in Konflikten bei der Zinnbeschaffung gleich gut gebraucht werden konnten. Reichgeschmückte Bronzewaffen wurden zu Prestigegütern, die nur tapfere Krieger und fähige Anführer besaßen. Gesellschaftliche Einheiten differenzierten und hierarchisierten sich, es kam zu ersten Herrschaftsbildungen, die manchmal über den Clan einer Großfamilie und über den lokalen Zusammenhang hinausgingen. Gerade ein solches räumliches Ausgreifen erzeugte wiederum bei anderen, die sich bedroht fühlten, den Wunsch und den Zwang zu sozialem Zusammenschluss.

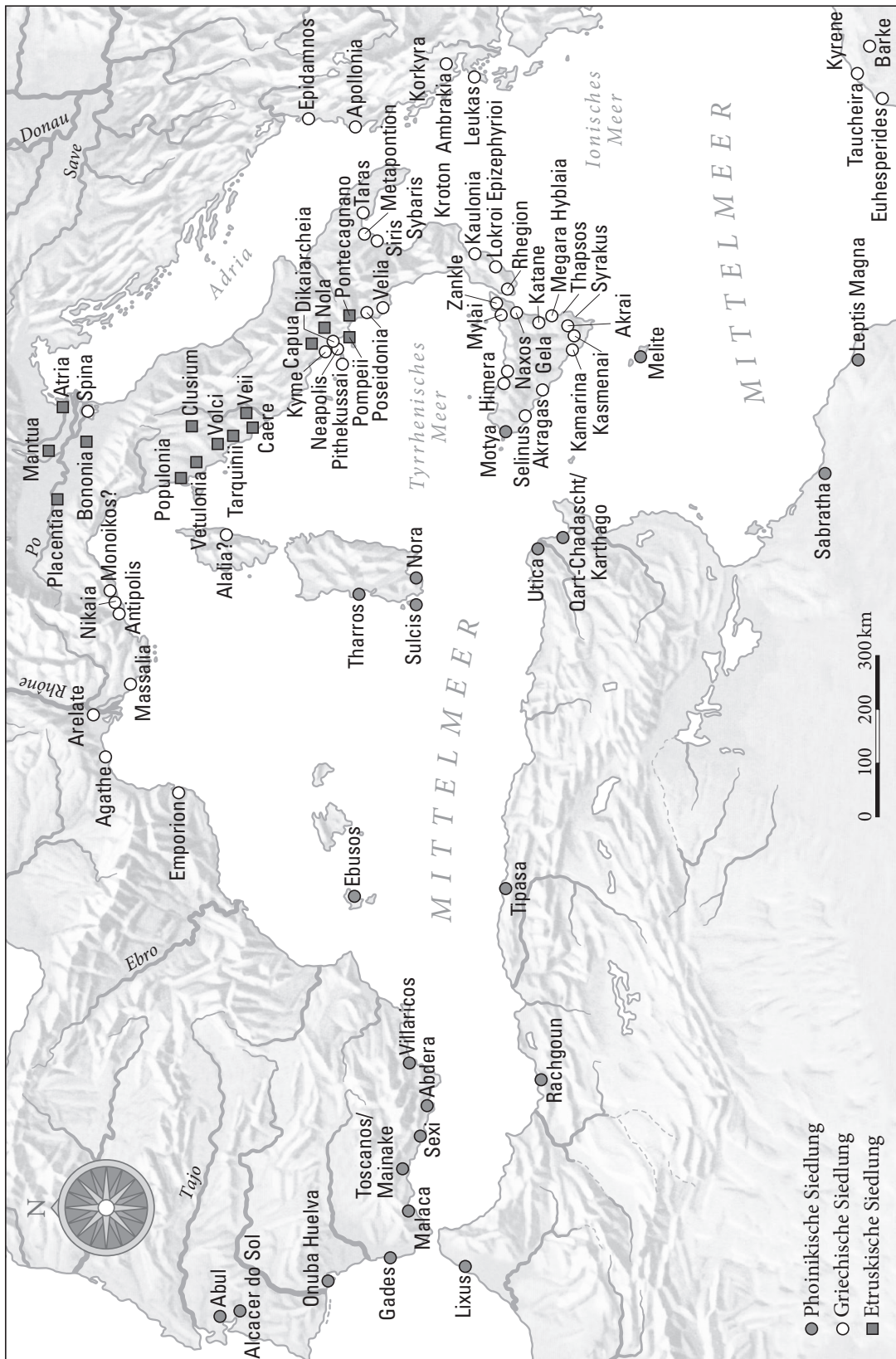
Diese Prozesse lassen sich nur allgemein skizzieren, kaum einmal im Einzelnen nachverfolgen. Aber die Zahl der Fundstätten menschlicher Besiedlung in Italien steigt mit der Zeit an. Verbesserte Anbaumethoden schufen die Voraussetzung dafür, dass eine Region mehr Menschen ernähren konnte. In der Poebene scheint sich die Entwicklung besonders verdichtet zu haben. In Frattesina entstand im 12. Jahrhundert ein größeres Handels- und vor allem Handwerkszentrum, in dem Blech getrieben und vielleicht erstmals im westlichen Mittelmeerraum Glas geblasen wurde.

Doch die Europa und Vorderasien verbindenden Handelsnetzwerke lockerten sich nach den Katastrophen um 1200. Zinn wurde schwerer zu beschaffen. Wahr-

scheinlich hatten noch die Hethiter in Anatolien die Eisenherstellung entwickelt. Das überlegene, aber auch schwieriger zu bearbeitende Metall löste die Bronze allmählich ab und trieb die soziopolitische Entwicklung intensiver voran. Um etwa 900 begann in Italien die Eisenzeit. Neben der Este-Kultur in der Poebene entstand weiter südlich, in Etrurien, die sogenannte Villanova-Kultur. Welche Rolle bei dieser Ausbreitung nach Süden Migrationen, kultureller Austausch und parallele, aber unabhängige Entwicklung spielten, ist unklar. Genauso ist umstritten, welche Signifikanz der Verbrennung mit Urnenbeisetzung zuzumessen ist, die bis nach Latium bezeugt ist.

Ab dem neunten Jahrhundert lassen sich immerhin erstmals Ethnien benennen. Das heißt, archäologische Funde lassen sich mit schriftlichen Quellen in Zusammenhang bringen. Das ist zunächst und bezeichnenderweise für immigrierende Volksgruppen möglich. Die Phoiniker, die sich einer semitischen, dem Hebräischen verwandten Sprache bedienten, waren die führenden Seehändler, Piraten und, wenn man so will, Abenteurer des Mittelmeers. Phoinikien war eine Küstenregion im Gebiet des heutigen Israel, Libanon und Syrien. Städte wie Tyros, Sidon oder Byblos waren Zentren am Schnittpunkt zwischen Asien- und Mittelmeerhandel. Vielleicht schon im zweiten Jahrtausend waren ihre Segelschiffe auf der Suche nach Metallen im Westen unterwegs gewesen. Unter dem Expansionsdruck des Assyrischen Reiches intensivierten sich ihre Aktivitäten. Nicht nur die Expeditionen wurden länger, die Phoiniker ließen sich auch dauerhaft im Westen nieder. Ihre Städte lagen zumeist an der Küste, aber waren keine bloßen Stützpunkte für Handel und Piraterie (beides ging oft Hand in Hand), sondern beruhten primär auf der landwirtschaftlichen Nutzung eines zur Stadt gehörenden Hinterlandes. Sie siedelten auf der Iberischen Halbinsel, wo es Silber und Gold gab, an der nordafrikanischen Küste, auf Sardinien, im westlichen Sizilien und auf Malta. Diese Bewegung war kein gesteuerter Prozess. Die Phoiniker ließen sich entlang den ihnen schon gut bekannten Seewegen bis nach Gibraltar nieder. Deshalb siedelten sie nicht in Italien selbst. Doch nahmen sie auch so erheblichen Einfluss auf die Geschichte der Halbinsel und später auf die Roms: Gegen 800 wurde von Tyros aus Karthago gegründet, das bald die wichtigste semitische Stadt im westlichen Mittelmeerraum werden sollte. Den Karthagern gelang es nämlich im Laufe der Zeit, die übrigen phoinikischen Gründungen unter ihre Dominanz zu bringen und so erhebliches politisches Gewicht zu gewinnen.

Um die Mitte des achten Jahrhunderts kamen die Griechen. Über ungefähr zwei Jahrhunderte erstreckte sich die sogenannte Griechische Kolonisation im Schwarzen Meer, in Kleinasien, in Libyen, dem südlichen Gallien und auch und sogar vor allem auf Sizilien und in Unteritalien. Die Gründe für die Migration –



Phoiniker, Griechen und Etrusker im westlichen Mittelmeerraum

Bürgerkriege und politische Zurücksetzung, Überbevölkerung, Abenteuerlust? – sind vieldiskutiert, insbesondere da Griechenland damals nicht durch ein überlegenes Imperium gefährdet wurde. Nicht immer bedurfte es einer grundsätzlichen Auseinandersetzung, um die Lage zu Hause unhaltbar werden zu lassen. Oft waren Einzelne gezwungen, wegen eines Vergehens, etwa eines Totschlags, in die Fremde zu gehen. Die griechischen Städte waren damals selbst noch mitten im Prozess der Stadt- und Staatswerdung. Vielerorts fehlte schlicht eine etablierte gesellschaftliche Ordnung, die Konflikte schlichtete und Bürger reintegrieren konnte. Der Weggang von ›Störenfrieden‹ war manchmal die beste Lösung für alle.

Jedenfalls dürfte die Motivlage der Griechen nicht ganz anders gewesen sein als die der Phoiniker. Zumindest legt der Verlauf der Kolonisationsbewegung dies nahe. Gerade im frühen Stadium spielten Handelsinteressen, die Suche nach Rohstoffen, Produkten oder Absatzmärkten eine große Rolle. Letztlich aber ging es nach einiger Zeit auch um den Gewinn von Land, um eine neue Siedlung durch Ackerbau ernähren zu können.

Die erhaltenen, aber auch hier meist späteren griechischen Schriftquellen lassen trotz eines bunten Schleiers aus Gründungslegenden so etwas wie den typischen Ablauf einer Koloniegründung erkennen: Aus einer einzelnen, manchmal auch mehreren Städten brachen einige wenige, vielleicht ein Dutzend Schiffe auf. Entscheidend war die Initiative der Anführer. Die Siedler, fast ausschließlich Männer, gründeten Städte, wie sie sie von zu Hause kannten. Es ging also nicht um die Verwirklichung einer wie auch immer gearteten soziopolitischen Utopie.

Das mag sich manchmal so abgespielt haben. Was aber in diesem Bild, das letztlich einen maritimen Planwagentreck zeichnet, nicht erfasst ist, sind die tastenden, allmählichen, oft zufälligen Anfänge einer Stadtgründung und der griechischen Westbewegung insgesamt. Diejenigen, die ihr Glück gemacht hatten, zogen andere von zu Hause nach, in Prozessen, die Jahrzehnte dauerten. Bei den Migrations- und Expansionsbewegungen, jedenfalls soweit sie nach Westen gingen, handelte es sich nie um eine koordinierte, gar von langer Hand geplante Unternehmung der Heimatstädte im Ganzen. Diesen fehlten (noch) die Gestaltungskraft und die Erzwingungsmacht dazu. Gruppen und manchmal in der Tat Individuen waren die treibenden Kräfte, und nicht selten distanzierten sich die Auswanderer nicht nur räumlich von den Verhältnissen ihrer Heimat. Und so waren auch die Neugründungen selbständig, hingen – was angesichts der Entfernungen auch schwierig gewesen wäre – nicht von der Mutterstadt ab.

Die Ankömmlinge stampften in der neuen Heimat keine Stadtstaaten aus dem Boden. Die Polis war ja zu Hause noch im Werden begriffen, es gab also keine Blaupause. Die Griechen gründeten Siedlungen, zogen aber auch in schon beste-

hende, und das heißt: sie blieben nicht unbedingt unter sich. Es gab Städte, in denen Griechen mit Phoinikern, Etruskern oder Italikern zusammenlebten. Zu harmonisch-multikulturell darf man sich das aber nicht vorstellen. Die Landnahme erfolgte mal friedlich im Konsens mit den Einheimischen, mal weniger friedlich im Kampf, bei dem die Ankömmlinge durchaus den Kürzeren ziehen konnten. Es kam zwar häufig zu Verbindungen und Heiraten mit einheimischen Frauen (ein deutliches Indiz dafür, dass das griechische Mutterland weniger unter Überbevölkerung als unter einem Männerüberschuss litt). Inwiefern dies mit deren Einwilligung geschah, steht allerdings auf einem anderen Blatt. Nach zwei, drei Generationen dominierte fast überall der griechische Charakter der Siedlung, durch kulturelle Majorisierung, durch Nachzug weiterer Siedler – jetzt kamen die Trecks – und schlicht durch militärische Überlegenheit. Auch das machte die Entwicklung hin zur Polis aus.

Konflikte mit den Phoinikern gab es lange nicht. Die Griechen scheinen es vermieden zu haben, sich dort niederzulassen, wo sich diese schon angesiedelt hatten. Besonders deutlich war das auf Sizilien. Auch in Etrurien, also dort, wo es die bislang einzige Hochkultur in Italien gab (dazu gleich mehr), versuchten sie nicht Fuß zu fassen. Stattdessen wurden Gebiete gewählt, die noch nicht dichtbesiedelt waren und wo daher auch weniger Widerstand zu erwarten war. Dies waren die Gebiete der einheimischen Italiker sowie der Sikaner und Sikuler. So besiedelten die Griechen große Abschnitte der sizilischen Küste; Syrakus sollte ihre bedeutendste Stadt werden. Süditalien, später bezeichnenderweise als *Magna Graecia* bezeichnet, wurde vom Absatz bis zur Stiefelspitze dicht kolonisiert. An der Westküste finden sich Poleis bis Kampanien, bis Pithekussai auf Ischia, Neapolis und Kyme. Diese Stadt liegt nicht mehr weit von Latium. Die Römer mussten also später nicht erst auf den Balkan kommen, um in Kontakt mit Griechen zu treten. Gerade die Hellenen Unteritaliens prosperierten seit dem sechsten Jahrhundert stärker als die des Mutterlandes, nicht zuletzt wegen des viel größeren Hinterlandes. Auf ihre italische Umwelt übten sie erheblichen kulturellen und politischen Einfluss aus.

Nun zu den Tyrrhenern (griechisch) oder Etruskern (lateinisch). Sie sollten den größten Einfluss auf Rom haben. Insbesondere im Norden Etruriens gab es reiche Bodenschätze an Kupfer, Eisen und Silber. Populonia war berühmt für seine Eisenwerkstätten, Vetulonia für seine Goldschmiede, und es wurde auch viel Bernsteinschmuck hergestellt. Ackerbau war, wie gesagt, gut möglich, und im achten Jahrhundert lebte hier eine Bevölkerung, die groß und organisiert genug war, um Begehrlichkeiten der Phoiniker und Griechen abzuwehren. Sie war aber auch offen dafür, von ihnen zu lernen und zivilisatorische Impulse aufzunehmen. Und so entstand die erste Hochkultur in Italien.

War es aber auch eine italische Hochkultur? Die Frage nach der Herkunft der Etrusker hat Generationen von Forschern beschäftigt. Die Etrusker sprachen, anders als die Italiker, keine indogermanische Sprache. In der Antike glaubte man zu wissen, sie seien aus Kleinasien eingewandert. Daran ist immerhin so viel richtig, dass dort und in der nördlichen Ägäis vorgriechische Sprachreste existierten, welche dem Etruskischen ähneln. Derzeit neigt die Wissenschaft aber eher der Ansicht zu, es habe keine Migration gegeben. Die etruskische Kultur sei indigen gewesen und habe sich erst durch den Kontakt mit Phoinikern und Griechen stark verändert. Die Sprache habe, ähnlich wie das Baskische, die Einwanderung der Indogermanen bis in historische Zeit überdauert.

Eine eindeutige Entscheidung zwischen den beiden Theorien ist schwierig, und es mag sein, dass das Pendel einmal wieder in die andere Richtung ausschlägt. Doch wird das Prosperieren der Etrusker durch eine Antwort auf die Herkunftsfrage ohnehin nicht erklärt. Dafür waren zweifellos Lage, Landesnatur und die Kontakte mit anderen Hochkulturen wesentlich.

Die große Zeit der Etrusker setzte im siebten Jahrhundert ein. Verfeinerte Keramik fertigten zunächst noch griechische und phoinikische Handwerker, bald stellten die Etrusker sie selbst her. Die Bodenschätze wurden stärker ausgebeutet. Etruskische Bronzegefäße wurden nach Griechenland genauso wie nach Mitteleuropa exportiert. Die Siedlungsstruktur änderte sich. Einräumige Hütten wichen größeren Häusern, Tempel entstanden, und Dörfer wurden zu Städten mit geplanter Anlage. Dies setzte eine entsprechende politische Organisation voraus, über die wir freilich so gut wie nichts wissen. Beweise für ein städtisches Königtum, anstelle einer Elitenherrschaft, gibt es nicht. Auch die Schriftzeugnisse helfen in dieser Frage nicht weiter. Die Griechen hatten das phoinikische Alphabet adaptiert. Von ihnen übernahmen es die Etrusker, die es wiederum an die Römer weitergaben. Aus dem siebten Jahrhundert sind uns um die 150 etruskische Inschriften überliefert, was für eine beträchtliche Alphabetisierungsrate innerhalb der Oberschicht spricht. Leider weisen nur wenige Schriftzeugnisse eine größere Länge auf. Meistens handelt es sich um Weihinschriften, um Eigentümernamen auf Keramik und um Bestattungsinschriften, die sich vor allem in den prächtig ausgemalten Grabkammern der Elite finden. Von literarischen Gattungen wie Lyrik, Epos oder Geschichtsschreibung gibt es keine Spuren.

Wie Phoiniker und Griechen lebten die Etrusker in selbständigen Städten; zu einer dauerhaften überlokalen Herrschaftsbildung kam es nicht. Ebenfalls wie die beiden anderen Völker kolonisierten die Etrusker, wenngleich in kleinerem Stil. Von ihnen dominierte Siedlungen finden sich in der Poebene, vor allem aber nach Süden hin. Dass die Griechen im fruchtbaren Kampanien nicht weitere Poleis anlegten, hatte wahrscheinlich viel mit bereits bestehenden Städten

zu tun. Capua beispielsweise scheint eine etruskische Gründung gewesen zu sein.

Phoiniker, Griechen und Etrusker waren also im sechsten Jahrhundert die zivilisatorisch fortgeschrittensten Völker in und um Italien. Konfliktzonen gab es auf Korsika, auf Sizilien und in Kampanien. Aber schon im frühen fünften Jahrhundert ging der politische Einfluss der Etrusker zurück. Die Gründe dafür sind unklar. Die Verlagerung von Handelsrouten in die Adria und nach Iberien mag eine Rolle gespielt haben. Rom sollte von diesem Freiraum profitieren.

Über die Italiker, den großen ›Rest‹, sind wir weit schlechter informiert. Ihre Siedlungen wurden zahlreicher und größer, und nicht nur unter dem Einfluss der Hochkulturen. Schriftliche Erzeugnisse aber brachten sie nur wenige hervor. Auch die Griechen haben wenig Spezifisches über die Italiker überliefert. Die Forschung ist häufig darauf angewiesen, die archäologischen Befunde mit sprachlichen Resten abzugleichen, die erst in der späten Republik und Kaiserzeit schriftlich fixiert wurden.

Das Lateinische war nämlich keineswegs die italische Gemeinsprache. Es war nur, wie der Name schon sagt, die Sprache der Einwohner Latiums. Daneben gab es noch etwa 40 andere. All diese waren keine Dialekte eines einheitlichen Italienischen, sondern unterschiedliche Sprachen, deren Sprecher sich untereinander durchaus nicht verstanden. Die italischen Sprachen wurden bis zur frühen Kaiserzeit durch das Lateinische völlig verdrängt. Dies war aber erst Folge der römischen Herrschaft über Italien, nicht etwa deren Voraussetzung.

Das Messapische (im Südosten) und das Ligurische (im Nordwesten) sind beide für uns rätselhafte Sprachen, die eine indogermanisch, die andere nicht. Es gibt kaum Überreste, Ähnlichkeiten mit anderen Sprachen sind nicht erkennbar. Das Gallische war die Sprache der Kelten, die sich im fünften und vierten Jahrhundert in Oberitalien ansiedelten. Das Lateinische und das Venetische sind eng miteinander verwandt, ebenso das Umbrische und das Oskische. Schon der Blick auf diese wahrscheinlich am häufigsten genutzten Sprachen zeigt, dass einander ähnliche Idiome keineswegs von nebeneinander lebenden Völkern, wie sie sich im archäologischen Befund abzeichnen, gesprochen wurden. Dies war wahrscheinlich das Ergebnis verschiedener Wanderungsbewegungen von außerhalb und in Italien.

In seiner Bevölkerungsverteilung war Italien zur Mitte des Jahrtausends ein Flickenteppich. Ein Problem war das freilich für niemanden. Wir haben keinerlei Hinweise auf ein gemeinitalisches Identitäts- oder gar Zusammengehörigkeitsgefühl, auch nicht in der Abwehr der Griechen. Das sollte so bleiben. Italien war kein Land, das auf seine Einigung wartete. Es lässt sich für die Zeit um 500 v. Chr. noch nicht einmal sagen, ob diejenigen, die innerhalb einer Region



Die Sprachen Italiens

dieselbe Sprache benutzten, eine Gemeinschaft verspürten. Mit anderen Worten: Wir wissen nicht, ob die Latiner sich als Latiner empfanden.

Siedlungen am Tiber

Im Zentrum Latiums lag der Albanerberg, der nicht umsonst der kultische Zentralort für den Latinischen Bund werden sollte. Den in seiner nächsten Umgebung liegenden Orten Tusculum und Aricia kam große Bedeutung zu. Südöstlich an Latium grenzte das Gebiet der Volsker an, im Nordosten lebten die Aequer, nach Norden die Sabiner. Rom lag zum Nordwesten hin, am Tiber, in unmittelbarer Nähe Etruriens. Die bedeutende Etruskerstadt Veii war nur 18 Kilometer entfernt, stromaufwärts am Nebenfluss Cremera. Rom selbst wurde allerdings nie als etruskische Siedlung betrachtet. Es lag auf der diesseitigen, der östlichen Seite des Tibers, wo die Menschen Latein sprachen.

Rom, oder besser das, was Rom werden sollte, befand sich also ganz am Rande Latiums, dafür aber am Ufer des größten Flusses Zentralitaliens. Der Tiber entspringt im Apennin und fließt in südwestlicher Richtung bis zur Mündung ins Tyrrhenische Meer. Auf der Höhe Roms war er etwa drei Meter tief und um die 80 Meter breit, also keineswegs einfach zu überqueren. Menschen ließen sich an dieser Stelle wahrscheinlich wegen der kleinen Insel in einer Biegung des Flusses nieder; die Strömung floss dort etwas langsamer.

Aber warum sollte dort jemand den Fluss überschreiten wollen? An der Mündung des Tibers gab es Salzvorkommen, die wohl seit frühester Zeit von dort auf und entlang dem Tiber ins Landesinnere gebracht wurden. An der Tiberinsel gab es, gut 20 Kilometer landeinwärts, die erste günstige Gelegenheit, den Fluss zu überqueren. Straßennamen wie Via Salaria erinnern an den Salztransport, und dass an der günstigen Stelle bald auch andersartige Handelsgeschäfte abgewickelt wurden, deutet der Name des Forum Boarium an: Rindermarkt. Die Topographie östlich des Tibers war von einigen größeren, deutlich abgegrenzten und gut zu verteidigenden Hügeln bestimmt, die mit viel gutem Willen auf eine Siebenzahl gebracht werden können. Von Süden aus sind es Aventin, Caelius, Palatin, Kapitol, Esquilin, Viminal und Quirinal, damals alle zwischen etwa 40 und 60 Metern hoch. Im Nordwesten lag zwischen Fluss und Hügeln die Ebene des Marsfeldes.

Noch aus der Bronzezeit stammen Keramikreste, die im Areal zwischen Fluss, Kapitol und Palatin gefunden wurden. Ob es damals schon eine Siedlung gab, eventuell auf dem steilen und somit gut zu verteidigenden Kapitolshügel, ist nicht zu sagen. Nach 900 sind Urnen- und bald auch Körpergräber auf dem späteren



Rom und Latium



Das frühe Rom

Forum Romanum nachweisbar, gegen Ende des neunten Jahrhunderts dann zahlreiche Körpergräber auf dem Esquilin. Dass Menschen dort auch schon lebten, lässt sich nicht sicher nachweisen. Erst einige Jahrzehnte später wurde Dauerhaftes errichtet: Auf dem Palatin finden sich Reste von Hütten, nämlich Fußböden und Löcher für Holzpfeiler. Die Wände bestanden wahrscheinlich aus Zweigeflecht und Lehm, die Dächer besaßen Öffnungen für den Rauch des Herdes.

Mit der Zeit setzte soziale Differenzierung ein. Einige Tote erhielten deutlich reichere Grabbeigaben als andere, Bronzeschmuck und Eisenwaffen. Sogar die Reste eines Streitwagens wurden gefunden. Für die Mitte des siebten Jahrhunderts gibt es noch andere Hinweise auf unfriedliche Kontakte: Erdarbeiten und Überbleibsel einer Mauer. Dass diese Entdeckungen am Nordabhang des Palatins, bis hin zum Forum, gemacht wurden, überrascht nicht. Denn dort waren die Bewohner einerseits dem Fluss nahe, andererseits bot die Höhe Schutz sowohl vor den häufigen Überflutungen als auch vor Angriffen.

Die Funde im Herzen der späteren Metropole scheinen für die organische und durchgehende Entwicklung einer einzelnen Siedlung zu sprechen, womöglich ausgehend von einem konkreten Gründungsakt. Doch eine solche Annäherung an Romulus vermag nicht zu überzeugen. Sie beruht auf einem Zirkelschluss. Denn eben wegen ihrer späteren Bedeutung und wegen der Stadtgründungslegenden wurde bislang vor allem auf Palatin und Forum gegraben. Die übrigen, heute zumeist dichtbewohnten Hügel sind nicht annähernd so gut erschlossen. Dass auf dem Esquilin viel mehr Gräber entdeckt wurden, passt nicht zur Theorie einer einzigen Siedlung. Auch auf dem Quirinal befinden sich Gräber.

Mehrere Siedlungen auf verschiedenen Hügeln sind weitaus wahrscheinlicher. Denn anders als heute oder im spätrepublikanischen Rom konnten die Bewohner nicht bequem von einem zum anderen laufen. Die Höhen wurden erst im Laufe jahrhundertelanger Urbanisierung etwas abgetragen, waren ursprünglich also steiler. Selbst wenn der Tiber nicht über die Ufer stieg, waren die flussnahen Täler sumpfig. Das gesamte Areal war bewaldet, teilweise offenbar dicht. Einen weiten Blick gab es nur auf den Höhen, Pfade verliefen gewunden. Eine flächendeckende Besiedlung sollte es erst in der Kaiserzeit geben. Neben der gelegentlichen Hütte im Wald konzentrierten sich Häuser auf den Hängen der Hügel. Diese Siedlungen standen natürlich im Austausch miteinander, aber sie waren zu isoliert voneinander, als dass sie von Anfang an eine soziale Einheit gebildet hätten.

Gegen Ende des siebten und im sechsten Jahrhundert ist dann ein deutlicher zivilisatorischer Fortschritt greifbar. Die Bestattungen auf dem Areal des Forums hörten auf. Stattdessen wurden größere Gebäude errichtet, Privathäuser mit drei oder noch mehr Räumen, gemauert, mit Terrakottaziegeln und Holzbalken. Dort und am Forum Boarium gab es auch Bauten, die offenbar öffentlichen Charakter



Abbildung 1

Auf dem Forum, unter der späteren Regia, wurde dieses Terrakottafries gefunden. Es zeigt katzenartige Darstellungen und einen Minotaurus, also ein griechisches Motiv.

hatten. Das lässt sich aus der Größe der Räume und aus teilweise aufwendigen Ornamenten schließen.

Am wichtigsten ist aber die erste lateinische Inschrift von einer gewissen Länge. Sie wurde 1899 auf dem Forum gefunden, unter dem sogenannten Lapis Niger. Eingeschrieben ist sie auf die vier Seiten einer Stele aus Tuff, die über einen halben Meter hoch, oben allerdings abgebrochen ist. Aus der Form der Schrift und aus dem archaischen, uns kaum verständlichen Latein lässt sich auf ein sehr frühes Datum gegen 500 schließen. Immerhin lassen sich einzelne Wörter erkennen, die auf einen Herold und Gespanntiere hindeuten, vor allem aber auf einen König («recei» = *regi*) und einen religiösen Charakter («sakros» = *sacer*: heilig, verflucht).³ Deshalb gleich auf ein Sakralgesetz zu schließen, ist eine zu weitgehende Vermutung – gab es schriftlich fixierte Normen überhaupt schon? Aber die Einwohner bedienten sich bereits der Schrift und nutzten sie für ihre eigene Sprache. In der Inschrift wurde eine Angelegenheit beschrieben, erklärt oder geregelt, die wichtig war und alle anging. Denn ansonsten wäre sie nicht in zeitraubender Weise auf witterungsbeständigem Stein festgehalten worden.

Die Häuser, die Ornamente, das Alphabet, all das kann, ja muss mit dem Aufschwung der etruskischen Kultur im siebten Jahrhundert verbunden werden. Gerade Städte im südlichen Etrurien, also nahe an Rom, blühten: Vulci, Tarquinii, Caere und Veii. Handelsverbindungen intensivierten, Anbaumethoden verbes-

serten sich, nicht zuletzt durch den Einsatz des Pfluges; Wein und Oliven wurden angepflanzt. Doch stellt all das nur eine Voraussetzung dar, eine ermöglichende Bedingung, die noch nicht die gesellschaftlichen Prozesse zu erklären vermag, die sich im materiellen Befund spiegeln. Sicherheit ist hier wie üblich nicht zu erlangen, aber eine plausible Vermutung deutet auf gemeinsame Anstrengung, die erste Ansätze zu einer Kulturlandschaft schuf. Es wurde gerodet, begradigt und vor allem trockengelegt. Die Täler zwischen Hügeln waren ursprünglich stets von Überschwemmungen bedroht. Deswegen errichteten die Menschen hier höchstens Tierverschläge, deren Verlust zu verschmerzen war. An besonders bedrohten Punkten, vor allem am Forum, wurden nun umfangreiche Infrastrukturmaßnahmen durchgeführt. Schuttablagerungen hoben das Areal zwischen Palatin und Kapitol um durchschnittlich zwei Meter an, ein Pflaster wurde gelegt und ein Kanal sorgte für die Trockenlegung. Ein derart massives Projekt erforderte Planung und Arbeitsteilung, viele Menschen und eine gewisse Hierarchie.

Dieser Prozess könnte am Anfang Roms gestanden haben. Eine einzelne Hügelsiedlung, mit kaum mehr als hundert Einwohnern, vermochte eine solche Anstrengung nicht zu bewältigen. Das Dorf auf dem Palatin mag dabei von Anfang an eine Führungsrolle eingenommen haben. Oder mehrere Siedlungen organisierten sich einfach selbst, und im Zuge der Unternehmungen schrumpften die räumlichen und sozialen Distanzen, bis eine politische Konzentration auf das hauptsächlich aufgeschüttete Areal erfolgte. Diese Entwicklung wird viele Jahre oder Jahrzehnte gedauert haben. Die Stadt wurde nicht in einem singulären Akt begründet, sondern allmählich und in Stufen. Ein neuer Tempel oder ein anderes großes öffentliches Gebäude dürften dabei immer einen besonderen Schub ausgelöst haben. So ungefähr oder vielleicht auch ganz anders können wir uns einen Prozess vorstellen, bei dem nur der Ausgang sicher ist: die Entstehung einer Gesellschaft und einer auf ihr beruhenden politischen Organisation, die seit dem sechsten Jahrhundert die diversen Hügelsiedlungen zusammenfassten. Dieses Gebilde hieß Rom.

Die neue Stadt war in ihrer Siedlungsstruktur integriert, das heißt, alle Punkte waren dank geeigneter Verkehrswege mit vernünftigem Aufwand erreichbar, wenngleich noch lange keine geschlossene Bebauung vorlag. Sie wies insofern gesellschaftliche Komplexität auf, als eine (niedrige) vierstellige Zahl von Einwohnern für eine gewisse Arbeitsteiligkeit und eine Differenzierung von Vermögen sorgte. Ferner war die Stadt der ökonomische und politische Zentralort für ihre Umgebung; tatsächlich ist keine andere Siedlung nachweisbar, die Rom Konkurrenz gemacht haben könnte. Schließlich besaß sie gemeinsame Treffpunkte, Bauwerke und administrative Institutionen, in denen auch eine kollektive Identität zum Ausdruck kam.

Wie die innere Ordnung genau aussah, lässt sich allerdings nur in größten Umrissen aus dem Vergleich mit besser bezeugten antiken Gemeinwesen und aus den späteren Zuständen in Rom selbst ableiten. Da es in kommenden Jahrhunderten gleich drei Formen der Volksversammlung gab, dürften sich auch die ersten Römer regelmäßig in einer solchen getroffen haben. Erste Römer bedeutete: alle arbeits- und waffenfähigen freien Männer. Von einer Beschränkung auf die Eliten ist nicht auszugehen. Diese hatten ein eigenes Gremium (dazu gleich mehr), und nach der gemeinsamen Anstrengung der Trockenlegung wäre ein Ausschluss eines Teils der Arbeiter nur schwer zu rechtfertigen gewesen. Die Versammlung selbst wird zunächst ganz unstrukturiert zusammengekommen sein, nur mit den nötigsten Regeln für Leitung, Reden und Beschlussfassung. Doch da eine antike Volksversammlung in den Anfängen eines Gemeinwesens immer auch eine Heeresversammlung war, ein Heer aber nicht unstrukturiert kämpfen konnte, wird es bald zu einer gewissen Binnenorganisation gekommen sein. Die älteste der drei Volksversammlungen war in der späten Republik in 30 Kurien gegliedert. Je zehn Kurien waren zusammengefasst in einer Abteilung: Ramnenses, Titienses und Luceres. Worin allerdings der militärische Unterschied zwischen den drei Abteilungen bestand, ist unklar. Deshalb müssen Schlüsse auf das Funktionieren der frühen Volksversammlung weitgehend ins Leere gehen. Es kann freilich sein, dass schon damals nach Stimmkörpern votiert wurde, nicht nach Individuen. Jede Kurie stimmte für sich, vielleicht räumlich von den übrigen getrennt, und das Votum des Einzelnen ging nur in die Mehrheitsfindung innerhalb dieser Kurie ein. So könnte die Volksversammlung des sechsten Jahrhunderts ausgesehen haben.

Die wichtigsten Männer dürften sich regelmäßig in einer Ratsversammlung getroffen haben. Daraus entwickelte sich später der Senat. Dieser war in der mittleren und späten Republik formal ein reines Beratungsgremium, tatsächlich aber fällt er wesentliche Beschlüsse für das Gemeinwesen. Auch für die Frühzeit ist anzunehmen, dass es keine klare Trennung zwischen Beratung und Entscheidung gab. Wie die Kompetenzen zwischen Volksversammlung und Rat verteilt waren, ist freilich unklar.

Auf sichererem Boden steht die Vermutung, dass im Rat religiöse Kompetenzen für das Gemeinwesen versammelt waren. Auffälligerweise gab es in Rom bis zum Sieg des Christentums kaum religiöse Spezialisten, und die wenigen hatten keine gesellschaftlich herausgehobene Position inne. Besonders ins Auge fällt das bei den *haruspices*. Sie waren für die komplizierte Analyse der Eingeweide von Opfertieren zuständig, insbesondere der Leber; dies versprach Aufschluss über den Willen der Götter. Später zog der Senat vor wichtigen politischen Entscheidungen häufig ihre Expertise zu Rate, aber die *haruspices* blieben stets Fremde –

Etrusker. Sie waren also vermutlich schon im frühen Rom tätig, blieben aber durch ihre Herkunft stets außerhalb der römischen Gemeinschaft und deshalb ohne institutionellen Einfluss.

Die von Römern bekleideten Priesterämter waren in späterer Zeit zumeist in Kollegien organisiert. Da gab es zum Beispiel die Gruppe der Pontifices oder die Flamines, die jeweils einem einzelnen Gott zugeordnet waren. Der wichtigste von ihnen, da für den Himmels- und Wettergott Iuppiter zuständig, unterlag vielen Einschränkungen, die seine Lebensführung stark beeinträchtigten. Dieser Flamen Dialis durfte kein Pferd besteigen, kein Heer sehen (!), musste sich Haar und Nägel mit Bronzeutensilien kürzen lassen, hatte Kleidung ohne Knoten zu tragen, durfte keinen Ring tragen und keinen Eid ablegen. Die Vorschriften klingen alt (Bronze) und kurios, waren an sich aber gut einhaltbar. Zumindest wenn man in erster Linie Priester war. Die meisten Priesterämter übten die Angehörigen der Eliten jedoch gleichsam nebenberuflich aus, während sie vor allem ihre militärischen und politischen Ambitionen verfolgten. Wer aber nie eine Armee auch nur betrachten durfte, konnte sie schlecht anführen. Ein wesentliches Qualifikationskriterium für Erfolg und Ansehen konnte der Flamen Dialis also nicht erfüllen. Solche Hindernisse galten indes nur für dieses und, in abgeschwächter Form, wenige andere Priestertümer. Ein Angehöriger der Eliten konnte später als Mitglied des Augurenkollegiums den Vogelflug interpretieren und den Ratschluss der Götter in Blitz und Donner beobachten, gleichzeitig aber als Konsul Krieg in Asien führen. Und wo Restriktionen bestanden, wurden sie seit dem dritten Jahrhundert zugunsten der Ausübung politischer Ämter gelockert. Der Pontifex maximus durfte Italien ursprünglich nicht verlassen. Caesar eroberte als solcher Gallien.

Priesterämter waren also zumeist nicht inkompatibel mit öffentlichen Funktionen, obwohl sie auf Lebenszeit bekleidet wurden. Sie erforderten keine besondere Ausbildung, es gab keine Priesterfamilien oder -kasten, die Priester mussten sich, jedenfalls wenn sie Männer waren, nicht von ihrer Familie trennen oder ehelos bleiben. Die sakralen Funktionsträger blieben Teil des öffentlich-politischen Lebens, sie gewannen ihre religiöse Bedeutung nicht durch Absonderung. Eher war es so: Durch die Übernahme religiöser Aufgaben erlangten sie politisches Prestige, das für die weitere Karriere nützlich war.

Diese Konstellationen werden erst während der mittleren und späten Republik fassbar und unterlagen einer gewissen Dynamik, aber sie müssen von Anfang an vorhanden gewesen sein. In der Antike war die Religion integraler Bestandteil einer Gesellschaft. Denn ihre Pflege, und das hieß vor allem der Erhalt des Wohllollens der Götter durch kultische Verehrung, sicherte die Fortexistenz der gesamten Gemeinschaft. Die römische Herangehensweise wirkt da paradox: Ge-

samtgesellschaftliche religiöse Funktionen wurden nie bewusst hintangestellt, gleichzeitig sanken die zuständigen Priesterämter zu einer Sinekure vielbeschäftigter Politiker ab. Aber in Rom stellte die Vermittlung zwischen menschlicher Gemeinschaft und göttlichem Willen gar kein Monopol von Spezialisten dar. Priester spielten seit den Anfängen Roms deshalb eine vergleichsweise geringe Rolle, weil auch Nichtpriester ihre Aufgaben wahrnehmen konnten.

Das ist nun im antiken Vergleich zumindest ungewöhnlich. In anderen Kulturen gewannen Priester erheblichen Einfluss, gestützt nur auf ihre religiöse Kompetenz. In Rom verhinderte dies das Nebeneinander der vielen Kollegien und Priester: Ihre Aufgaben waren nur unzureichend voneinander abgegrenzt, ihre Hierarchie blieb oft ungeklärt. So fehlte dem Flamen Dialis trotz seiner Assoziation mit dem wichtigsten Gott die Basis, eine Art Oberpriester zu werden. Denn einen zentralen Kult für Iuppiter auf dem Kapitol scheint er nie vollzogen zu haben. Der nominell höchste Priester war stattdessen der Rex sacrorum, der für einen anderen Gott, Ianus, zuständig war. Organisatorische und disziplinarische Befugnisse übte, jedenfalls seit dem dritten Jahrhundert v. Chr., am ehesten der Pontifex maximus aus. Dieser aber verfügte über keine herausgehobene sakrale Funktion und war nicht einmal für einen spezifischen Kult zuständig.

Politische Repräsentanten der Gesellschaft, Amtsträger wie später etwa die Konsuln, bedurften keiner Segnung durch religiöse Spezialisten. Sie opferten selbst, im Namen der gesamten Gemeinschaft. Ebenso holten sie vor wichtigen öffentlichen Handlungen die Auspizien ein, das heißt, sie beobachteten Himmel, Vogelflug und das Verhalten von Hühnern und anderen Tieren. Zu deren Interpretation konnten sie auf die Hilfe der Auguren zurückgreifen, aber sie mussten es keineswegs. Sie selbst waren es, die mit den Göttern unmittelbar kommunizierten. Es ist also nicht gewagt zu behaupten, dass die im frühen Rat versammelte sakrale Kompetenz ausreichend war, um den Götterfrieden zu bewahren.

Die Wichtigkeit dieser führenden Männer beruhte nicht nur darauf. Sie waren auch die vermögendsten (ihnen gehörten die großen Privathäuser, deren Reste gefunden worden sind), sie waren die Ersten im Krieg und sie waren das Haupt ihrer Sippe. Sie führten handlungsfähige Verwandtschaftsverbände an, die weit über unsere heutige Kernfamilie hinausgingen: Netzwerke von Brüdern und Schwestern, Cousins und Großcousinen, die durch Heiraten untereinander befestigt und bei Gelegenheit auch erweitert wurden. Derartige Clans nannten die Römer *gentes*. Den Mitgliedern gehörte das meiste an Grund, Boden und Vieh, sie waren untereinander erbberechtigt, sie zogen gemeinsam in den Kampf und sie verfügten, natürlich, über eigene Kultrationen. Die Wichtigkeit der *gens* wird deutlich anhand des römischen Namenssystems. In den meisten Mittelmeerkulturen bezeichneten sich Männer neben ihrem Individualnamen mit

dem ihres Vaters. Der Sieger von Salamis beispielsweise nannte sich Themistokles, Sohn des Neokles. Anders in Rom und generell in Mittelitalien: Einen Poplios Valesios bezeugt eine Inschrift aus dem frühen fünften Jahrhundert, also einen (im späteren Latein) Publius aus der *gens* der Valerii. Die Inschrift wurde etwa 60 Kilometer südöstlich von Rom gefunden.⁴ Aber die Valerii waren einer der führenden Verwandtschaftsverbände des frühen Roms.

An der Spitze eines Clans standen nicht ein oder mehrere offizielle Oberhäupter, sondern Big Men, also informelle, aufgrund ihrer Autorität, ihres Charismas und ihrer Leistung hervorragende Individuen. In dieser Rolle fassen wir die wichtigste gesellschaftliche Institution der damaligen Zeit. Doch darin, dass diese Chiefs auch Ratsmitglieder und Priester waren, spiegelte sich das Zusammenwirken der Clans. Die Verbände rivalisierten sicher miteinander, aber nicht nur. Sie tauschten sich intensiver aus und häufig konstruktiv. Das heißt: friedlich. Es gab nun einen öffentlichen Raum auf dem neuen Forum und in den großen Gebäuden. Kult, Rechtsprechung, Ökonomie und Verteidigung führten die Römer ständig zusammen und vertieften eine gemeinsame Identität.

Königszeit?

Es bleibt die Frage nach den ersten Amtsträgern und damit nach dem Königtum. Sieben Könige (vier einheimische, drei Etrusker) sollen für 250 Jahre, bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts, geherrscht haben. Vom Gründer Romulus an brachte ein jeder die Stadt auf die eine oder andere Weise deutlich voran. Die antiken und auch manche modernen Darstellungen konzentrieren sich ganz auf Person und Taten dieser Monarchen. Ich bin mir aber nicht einmal sicher, ob es überhaupt Könige gab. In späterer Zeit war jedenfalls kein Königtum vorhanden. Die schönen Geschichten über wohlthätige Regenten, die freilich zur Autokratie neigen, enthalten Tyrannenklischees aus der griechischen Welt und mögen erfunden worden sein, um die Herrschaft der republikanischen Eliten zu rechtfertigen. Deren Egalität würde am besten Entartungen eines Alleinherrschers verhindern – schon Romulus soll einer Tradition zufolge von den Senatoren zerrissen worden sein, im Wortsinn –, und die Aristokraten waren es ja auch, die letztlich das Königtum beendeten: Tarquinius Superbus (übersetzt «Der Mann aus [dem etruskischen] Tarquinii, der Hochmütige») ermordete seinen Vorgänger, unterdrückte als Usurpator Senat und Volk, bis die Vergewaltigung der keuschen Lucretia durch seinen Sohn Sextus die Rebellion der Eliten provozierte und die Begründung der Republik. Diese Überlieferung ist unbrauchbar, da mit unübersehbarem Zweck erfunden. Dass die Abscheu der Römer vor einem *rex*

noch Caesar zum Verhängnis wurde, ist in dieser Perspektive nicht historische Reminiszenz, sondern Ergebnis erfolgreicher Sinnstiftung durch Mythos.

Nüchternere Forscher haben von den weitgehenden Kompetenzen der republikanischen Konsuln und Praetoren auf die unbegrenzte Amtsgewalt der Könige geschlossen, die in der Republik lediglich durch die Vermehrung der Amtsinhaber und den jährlichen Wechsel temperiert worden sei. Doch die Ämter der Republik entwickelten sich über einen langen Zeitraum hinweg (dazu später mehr) und bestanden im vierten Jahrhundert noch nicht so wie im zweiten oder ersten. Kontinuitäten zwischen zwei Unbekannten herzustellen hilft letztlich nicht weiter.

Auch der Verweis auf parallele italische Monarchien sticht nicht. Denn nirgends, auch bei den Etruskern nicht, ist ein König sicher nachzuweisen. Eher wird andersherum argumentiert: In Rom gab es einen König, also muss es auch anderswo einen gegeben haben. Gewiss ist nur eine Dominanz der Aristokraten.

Brauchte es ein Königtum? Volk und Eliten dürften zunächst exekutive Aufgaben ad hoc vergeben haben. Die Institutionalisierung durch Schaffung von Ämtern war unvermeidbar, könnte aber gleich zu Beginn in mehreren Stellen erfolgt sein und durch die Begrenzung von Amtszeiten möglichst vielen Interessenten die Möglichkeit gegeben haben, eine Führungsfunktion auszuüben. Ein Umweg über die Monarchie war also nicht erforderlich. Schließlich: Selbst nach der antiken Tradition verschwand das Königtum, ohne dass eine nicht zu füllende organisatorische Lücke entstand. Die Eliten waren gemeinnützig und mächtig genug, um die Gemeinschaft in die Zukunft zu führen. Zumindest die ökonomische Macht spiegelt sich in der Größe ihrer Häuser und dem Glanz ihrer Gräber.

Auf der anderen Seite gibt es gewichtige Indizien, die für ein Königtum sprechen. In der oben vorgestellten Inschrift unter dem Lapis Niger ist ein *rex* erwähnt. Das Wort findet sich zudem auf dem Boden einer Keramikschale, die so ihrem Eigentümer zugeschrieben wird und vermutlich aus dem späteren sechsten Jahrhundert stammt.⁵ Die Nennung könnte sich freilich auch auf den republikanischen *Rex sacrorum* beziehen, den priesterlichen «König der Opfer». Doch das verlagert das Problem nur. Der *Rex sacrorum* markierte nämlich den Lauf des (Mond-)Jahres, indem er an jedem Monatsersten ein Opfer vollzog (angeblich ursprünglich auch den Monatsersten festlegte, nämlich wenn Neumond eingetreten war) und die Gerichts- und Markttage des Monats bekanntgab. Seine Frau war, durchaus ungewöhnlich, ebenfalls Priesterin, die *Regina sacrorum*. Nominell war er der erste Priester Roms. Diese Herausgehobenheit, verbunden mit der Kontrolle über den Kalender, eminent wichtig in einer agrarischen Gesellschaft mit noch geringer Schriftlichkeit, macht die These plausibel, der *Rex sacrorum* habe zentrale kultische Aufgaben des Königs übernommen. Der Um-

stand, dass ihm allein von allen Priestern jede Übernahme einer politischen Funktion untersagt war, spricht nicht dagegen, im Gegenteil. Der Mann, der dem König in religiöser Hinsicht nachfolgte, durfte keine Chance auf seine sonstigen Kompetenzen haben.

Ein letzter Hinweis: Die Überreste des Gebäudes, an dem der Minotaurus und die Katzen entdeckt wurden (s. Abb. 1), befinden sich ausgerechnet unter der republikanischen Regia, dem Amtsgebäude des Pontifex maximus. Ich will nicht behaupten, dass auch der Pontifex maximus ein priesterlicher Nachfolger des Königs gewesen sei. Das Argument lässt sich nicht beliebig duplizieren, und es ist methodisch schwierig, die spätere Nutzung und Tätigkeit auf das Vorgebäude zu projizieren. Interessant ist eher der Name. Warum sollte ein Gebäude Regia («Königsbau») heißen, wenn nicht irgendwann einmal ein König dort residiert hatte? Die prächtigen Ornamente sprechen für diese These. Die Schale mit dem eingeritzten Wort *rex* wurde ebenfalls dort gefunden.

Es mag im frühen Rom also Könige gegeben haben. Doch, um es noch einmal zu sagen: Über keinen dieser Könige wissen wir etwas. Unklar ist auch die strukturelle Stellung der Könige. Wurde jemand Herrscher kraft Erbnachfolge, oder bedurfte er der Zustimmung durch Eliten und Volk? War er in Macht, Anspruch und Zeremoniell deutlich über alle herausgehoben, oder war er ein Big Man wie die anderen Clanführer auch, nur eben ein bisschen bigger? Angesichts der Überschaubarkeit der Verhältnisse auf den sieben Hügeln – mehr als wenige tausend Römer kann es Ende des sechsten Jahrhunderts nicht gegeben haben – ist die jeweils zweite Alternative wahrscheinlicher.

Die letzten, etruskischen Könige könnten in dieser Perspektive Warlords gewesen sein, welche mit ihrer Gefolgschaft Rom überfielen und für einige Zeit hielten. Dafür spräche eine Wandmalerei in einem Grab (Tomba François) aus Vulci, auf der ein Etrusker einen Cneve Tarchunies Rumach – vermutlich Gnaeus Tarquinius den Römer – überwältigt. Doch aus solchen zufälligen Fragmenten lässt sich kein plausibles historisches Szenario formen – selbst wenn man davon absehen würde, dass die Malerei erst aus dem vierten Jahrhundert stammt. Gegenüber der in den literarischen Quellen breit ausgemalten Etruskerherrschaft muss letztlich die Skepsis überwiegen. Denn zu gut passt sie zum angeblichen Sturz der Monarchie: Ein Fremdherrscher errichtet eine Tyrannei, gegen die sich die «richtigen» Römer erheben.

Unzweifelhaft ist aber der erhebliche etruskische Einfluss auf die römische Kultur. Die Römer anerkannten ihn seit jeher, würdigten ihn sogar, wenn das eben Gesagte das Richtige trifft, durch die Erfindung etruskischer Könige und nahmen etruskische Namen in die frühen, ebenfalls erfundenen Konsullisten auf. Viele kulturelle Auffälligkeiten, von den *haruspices* über den etruskischen Gott

Volturnus, der einen eigenen Flamen hatte, bis zu den Rutenbündeln der Liktores, bezeugten bis in die Kaiserzeit hinein das etruskische Erbe. Den Zustrom von etruskischen Gütern, Wissen und natürlich Menschen haben einige Forscher als Erklärung dafür genutzt, eine mächtige Metropole Rom unter der Herrschaft der Tarquinier zu konstruieren.

Daran ist lediglich richtig, dass es mit Rom nach der Mitte des Jahrtausends weiter aufwärts ging, über den allgemeinen Aufschwung in Latium und Etrurien hinaus. Existenz oder Nichtexistenz eines Königtums spielten dabei keine erkennbare Rolle. Den deutlichsten archäologischen Hinweis gibt das gewaltige Fundament für einen Tempel auf dem Kapitol. Es maß 62 Meter in der Länge und 53 Meter in der Breite. Viele Forscher übertragen diese Dimensionen begeistert auf den Tempel selbst. Dieser sei einer der größten des Mittelmeerraums gewesen! Doch das Fundament war wahrscheinlich nur die ebene Plattform, auf der das kleinere Tempelpodium mit dem Baukörper stand. Das vermutlich Iuppiter geweihte Heiligtum dürfte auch in geringeren Abmessungen Besucher als Ausweis der römischen Leistungskraft beeindruckt haben. Das bedeutet aber nicht, dass Rom damals bereits die bedeutendste Stadt Mittelitaliens war.

Das interessanteste Indiz für ein auch außenpolitisch dominantes Rom stellt ohnehin Polybios' Bericht über den ersten römisch-karthagischen Vertrag dar. Der Grieche Polybios lebte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. in Rom. Er gilt, zu Recht, als einer der sorgfältigsten Geschichtsschreiber der Antike – was nicht heißt, dass wir ihm alles glauben sollten. Aber allein, dass er sich um authentische Quellen bemühte, hebt ihn über die meisten seiner antiken Kollegen hinaus. Bei seinen Recherchen über die Vorgeschichte der Auseinandersetzungen zwischen Rom und Karthago konsultierte er im Archiv beim Iuppitertempel auf dem Kapitol einige Verträge, die auf Bronzetafeln fixiert waren. Deren ältester wurde nach den ersten beiden Konsuln auf das angebliche Gründungsjahr der Republik datiert, das Jahr 509. Polybios musste sich beim Entschlüsseln des alten, kaum mehr verständlichen Latein von den besten römischen Experten helfen lassen.

Die beiden Partner vereinbarten zunächst Freundschaft zwischen sich sowie den jeweiligen Verbündeten. Solche besaß Rom also, und es war gegenüber seinen Alliierten der mächtigere Partner. Die Römer sollten sich von Teilen der afrikanischen Küste fernhalten, nämlich dem Gebiet des heutigen Tunesiens und Libyens (inklusive der Stadt Karthago). Handel durften sie in Afrika, auf Sardinien und Sizilien aber treiben, unter größtmöglicher Rechtssicherheit für die römischen Käufer; diese Zusage war wichtig in einer Epoche, in der Menschen nicht einfach vor Gerichten fremder Gemeinwesen ihr Recht einklagen konnten. Die geographische Weite der potentiellen römischen Aktivitäten ist erstaunlich.

Es mag sich hier um phoinikische Standardklauseln handeln, übernommen aus anderen Verträgen. Dennoch, die Karthager trauten den Römern ein Ausgreifen übers Meer zu. Aus den Bestimmungen über die ökonomischen Aktivitäten wird klar, dass das einleitende Anfahrverbot für nichtfriedliche Unternehmungen galt. Freilich waren damit nicht die Operationen einer regulären Kriegsmarine gemeint – die Karthager wollten sich vor allem vor Seeräubern aus Mittelitalien schützen. Es folgen Klauseln, die Latium betreffen:

Die Karthager sollen kein Unrecht verüben gegen die Ardeaten, Antiaten, Lauren-ter, Circeienser, Tarracinenser oder ein anderes Volk der Latiner, sofern diese Untertanen [sc. der Römer] sind. Von den Städten derer, die keine Untertanen sind, sollen sie sich fernhalten. Wenn sie aber eine einnehmen, sollen sie sie den Römern unbeschädigt übergeben. Eine Befestigung sollen sie in Latium nicht erbauen. Wenn sie als Feinde in das Land kommen, sollen sie nicht über Nacht bleiben.⁶

Der Vertrag ist asymmetrisch, die Karthager sind der klar stärkere Partner. Sie können den Römern vorschreiben, sich aus ihrer Interessensphäre fernzuhalten. Rom dagegen muss die Karthager in Waffen in Latium dulden, kann lediglich ihr dauerhaftes Festsetzen verhindern. Die Passage suggeriert zunächst, dass die Römer über die Region eine Hegemonie ausübten. Doch der Versuch, auch die nicht untertänigen Städte zu schützen («sollen sie sich fernhalten»), mit anderen Worten: sie für sich zu reklamieren, wird mit der nächsten Klausel ausgehöhlt. Falls solche Städte doch erobert werden sollten, seien sie den Römern wenigstens in ihrer Bausubstanz unversehrt zu übergeben. Viel Vertrauen kann diese Bestimmung bei den potentiell Betroffenen nicht gestiftet haben. Nur die namentlich genannten Städte, alle an der Küste gelegen, waren vor Überfällen karthagischer Piraten geschützt. Doch ist die dabei zum Ausdruck kommende Weite des römischen Einflusses bemerkenswert, selbst wenn es sich eher um Verbündete als um Untertanen gehandelt haben sollte. Tarracina (Terracina) lag ganz im Süden Latiums. Die Römer erhoben zumindest nach außen hin den Anspruch auf Kontrolle. Und die Großmacht Karthago akzeptierte ihn. Für sie war Rom das führende Gemeinwesen in Latium.

War das nun aber tatsächlich die Situation des Jahres 509? Das Jahr passe deshalb gut, so die Verfechter dieser Ansicht, weil die neue Republik sich nach dem Sturz der Könige so schnell wie möglich der Anerkennung durch die Karthager versichern wollte. Doch Polybios' Datierung nach Konsuln weckt schon deswegen Misstrauen, weil es am Anfang der Republik noch gar keine Konsuln gab (dazu mehr im nächsten Kapitel). Damit will ich nicht die Echtheit der Klauseln anzweifeln. Wir wissen, dass die Karthager auch mit anderen Gemeinwesen solche Verträge schlossen. Und wenn die meisten Römer mit dem Wortlaut nicht

mehr zurechtkamen, vom Griechen Polybios ganz zu schweigen, spricht dies natürlich für ein hohes Alter. Aber Mitte des zweiten Jahrhunderts war auch die Mitte des fünften, ja des vierten Jahrhunderts sehr weit weg. Erst um 250 setzten, dank der aufkommenden Literatur, sprachliche Standardisierungsprozesse ein.

Eine zeitliche Einordnung kann deshalb nur über den Inhalt erfolgen. Was die Karthager betrifft, lässt der Vertrag aber keine Einengung über ein unbefriedigendes «zwischen ca. 500 und ca. 350» hinaus zu. Bei den Römern ist das erst recht so, denn über sie wissen wir noch weniger. Das Jahr 509 kann nicht einmal ausgeschlossen werden. Aber nicht wenige Wissenschaftler setzen den Vertrag ins Jahr 348, unbeweisbar, aber mit beachtlichen Argumenten.⁷ Die Frage ist meiner Meinung nach nicht zu klären. Deutlich ist aber etwas anderes: In der Neugier, endlich etwas Konkretes über Rom zu erfahren, dürfen wir uns nicht dazu verleiten lassen, ein Dokument, das uns gar nicht vorliegt, sondern nur in weit jüngerer, griechischer Wiedergabe erhalten ist, in zu frühe Zeit zu datieren. Der Karthagervertrag vermag die These einer römischen Hegemonialmacht im Latium des ausgehenden sechsten Jahrhunderts nicht zu tragen.

II. Die Ordnung des Gemeinwesens: die frühe Republik

Die Datierung des Karthagervertrags ins angeblich erste Jahr der Republik scheint vielen Forschern deswegen plausibel, weil der angeblich letzte König Tarquinius Superbus eine angebliche Herrschaft über weite Teile der Region errichtete. Zu falsifizieren ist all das nicht, aber eben auch nicht zu verifizieren. Die Schwierigkeit dabei ist, dass auf den frühen Höhepunkt römischer Macht ein tiefer Absturz gefolgt sein müsste, ja eine Krise des fünften Jahrhunderts. Denn für diese Zeit sehen die literarischen Quellen die Römer im Kampf mit Nachbarn, die unter den etruskischen Königen schon längst besiegt waren. Einfacher und damit methodisch plausibler ist es jedenfalls, einen allmählichen Aufstieg Roms anzunehmen, der sich in dem Karthagervertrag spiegelte.

Das ist eine eher langweilige und auch unbefriedigende Erklärung. Aber ich sehe keine bessere. Denn die archäologischen Quellen sprudeln für das fünfte Jahrhundert nicht reicher, sie lassen im Umfang sogar etwas nach. Was die Textquellen betrifft, so sind wir immer noch mindestens 200 Jahre vom Beginn der Geschichtsschreibung entfernt. Das zu Beginn des vorhergehenden Kapitels über mündliche Überlieferung und die Unmöglichkeit einer substantiellen Erinnerung Gesagte gilt hier genauso. Nur scheinbar liefert die seit der angeblichen Gründung der Republik 509 v. Chr. lückenlos überlieferte Konsulliste ein chronologisches Gerüst. Konsuln gab es vermutlich erst seit dem vierten Jahrhundert; die Namen der Amtsträger der ersten 100, 150 Jahre sind gelehrte Rekonstruktion spätrepublikanischer Antiquare und altersgieriger Aristokratenhäuser. Wir gehen also immer noch durch Nebel. Weder wissen wir, wie Rom um 500 außenpolitisch dand, noch lässt sich der Vertrag mit Karthago genauer fixieren. Es geht auch in diesem Kapitel kaum um Ereignisse, sondern um Strukturen und um Konstellationen, die Roms Expansion möglich machten.

Die Gründe für diese Expansion haben schon die späteren Römer im Innern gesucht, und das ist nicht falsch. Nur vermuten wir sie heute nicht mehr im Volkscharakter oder gar in moralischen Eigenschaften, sondern in Besonder-

heiten der politischen und gesellschaftlichen Ordnung. Und hierzu lässt sich im fünften und vierten Jahrhundert zumindest ein wenig herausfinden, mehr zumindest als über die äußere Entwicklung. Zum einen sind diejenigen Gruppen und institutionellen Einrichtungen, die eine große Rolle gespielt zu haben scheinen, allesamt auch noch in späterer Zeit vorhanden. Wir können also, anders als bei der Unbekannten des Königtums, gewisse, vorsichtige Schlüsse aus den späteren gesellschaftlichen Konfigurationen ziehen. Dabei helfen, und zwar ganz wesentlich, die Reste der ersten für uns greifbaren Normierung der römischen Gemeinschaft: des Zwölftafelgesetzes.

Patrizier und Plebejer

Die literarischen Quellen machten die Auseinandersetzung zwischen Patriziern und Plebejern zum zentralen innenpolitischen Thema der ersten zwei Jahrhunderte der Republik. Die moderne Forschung bezeichnet ihn häufig als Ständekampf. Der Begriff passt nicht recht. Während die Patrizier zumindest danach strebten, eine sozial abgeschlossene Gruppe zu bilden, einen Stand, verfügten die Plebejer nur über wenige gemeinsame Normen, waren ökonomisch heterogen und verfolgten keine Kollektivinteressen – außer dem der Behauptung gegen die Patrizier. Aber immerhin konnte sich noch in der ausgehenden Republik jeder Römer sofort als Plebejer oder Patrizier identifizieren. Die Kompetenzen und der ideologische Anspruch der *tribuni plebis*, der Tribunen der Plebs, lassen sich nur aus einer Genese in Frontstellung gegen die Patrizier erklären. Dass es einen solchen Konflikt tatsächlich gab, ist also nicht zu bestreiten.

Zur Zeit Ciceros diente der Ausdruck *plebs* als häufig abfällig gemeinter Ausdruck für das breite Volk, vor allem die Angehörigen der Mittel- und Unterschichten der Stadt Rom. Diese Verwendung ist zu trennen von den Plebejern in dem hier interessierenden, weit umfassenderen Sinn. Plebejer saßen auch im Senat, selbst Cicero war ein Plebejer. Jeder römische Neubürger war ein Plebejer. Patrizier gab es damals zwar noch – Caesar war einer –, aber in immer geringerer Zahl. Denn zum Patrizier konnte ein Römer nur geboren werden.

Sie waren der Erbadel Roms. Da wir Patrizier ausschließlich in den sozioökonomischen Eliten finden und sie bis zum Ende der Republik einige (periphere) politische Privilegien wahrten, die in ihrer besonderen sakralen Kompetenz wurzelten, fällt es nicht schwer, in ihnen die Verwandtschaftsverbände der Frühzeit zu erkennen. Mit dem Ende der Könige, wer immer diese waren, verschwanden die Clans oder *gentes* des sechsten Jahrhunderts keineswegs. Eher wurden sie noch bedeutender. Ihre Bedeutung erschöpfte sich nicht in der Zusammen-

fassung einer Sippe zu einer handlungsfähigen Gruppe. Vielmehr durchzogen die *gentes* die Gesellschaft und integrierten weite Teile der Bevölkerung. Die im vorhergehenden Kapitel erwähnte Inschrift, die einen Publius Valerius bezeugt, nennt nicht nur diesen einen Mann. Am Anfang des Textes sind einige Buchstaben abgebrochen. Dann ist zu lesen:

[...] *iei steterai Popliosio Valesiosio suodales Mamartei*

[...] stellten die Begleiter des Publius Valerius dem Mars hin.⁸

Hingestellt wurde vermutlich ein (nicht erhaltenes) Weihgeschenk. Die *suodales*, Sodalen, sind Gefährten, Gefolgsleute. Die Erwähnung von Mars lässt an eine militärische Truppe denken. Zwar war Mars in früher Zeit nicht nur ein Gott des Krieges, sondern auch ein Beschützer der Felder und Tiere. Dennoch führte Publius Valerius eine Gruppe von Männern an, die offenbar nicht seine Verwandten waren und die ihm gegebenenfalls wahrscheinlich auch mit Waffen folgten.

Um wie viele Gefolgsleute es sich handelte, bleibt unklar. Ebenso, ob Publius Chief eines ganzen Clans der Valerier war oder nur ein mehr oder weniger herausgehobenes Clanmitglied. Dionysios von Halikarnass, der zu Augustus' Zeit die ausführlichste Geschichte des frühen Roms schrieb, weiß mehr über die damaligen Verhältnisse: Im Jahr 500 wanderte der Sabiner Titus Claudius infolge politischer Auseinandersetzungen zu Hause nach Rom aus, zusammen mit seiner ausgedehnten Verwandtschaft, seinen Freunden und Klienten und deren Familien, insgesamt allein an Waffenfähigen 5000 Mann. Dieser Übertritt wurde entscheidend für den folgenden Sieg der Römer über die Sabiner. 20 Jahre später hielten 306 Fabier – ein anderer römischer Clan – mit knapp 4000 Gefährten und Klienten die Etrusker von Veii in Schach, bis sie am Fluss Cremera in einen Hinterhalt gerieten, umgangen wurden und nach tagelangem, heroischem Kampf allesamt fielen.⁹

Ich brauche kaum zu betonen: Diese Thermopylengeschichte, die ungefähr zur selben Zeit stattgefunden haben soll wie die spartanische Verteidigung gegen die Perser, verdient ebenso wenig Glauben wie die über den ersten Claudier in Rom. Dionysios beurteilt seine Quellen – frühere römische Geschichtswerke – durchaus nicht unkritisch, aber ihm ist wie seinem Kollegen Livius nicht klar, dass sich aus der frühen Republik keine glaubwürdige literarische Überlieferung erhalten hat. Und doch, lässt man die überhöhten Zahlen beiseite und dämpft das Fabische Drama, dürfte ein mittelitalischer Clan ungefähr so operiert haben: der Verwandtschaftsverband im Mittelpunkt mit vielen, vielen Abhängigen im Schlepptau. Diese erst machten die eigentliche Macht eines Clans aus, denn sie ermöglichten ihm eine gewisse militärische Schlagkraft, ohne gleich das Schicksal der *gens* aufs Spiel setzen zu müssen.

Diese Abhängigen waren die Klienten. Dass es sich hier um keine ahistorische Rückspiegelung handelt, beweist das Zwölftafelgesetz, das auf das Verhältnis zwischen *clientes* und ihrem Patron eingeht. Klientel- oder Patronageverhältnisse (beides meint das Gleiche, nur die Perspektive ist eine andere) spielen in der Forschung seit jeher eine große Rolle, ja sind sogar als die soziale Institution betrachtet worden, mit deren Hilfe sich die römische Gesellschaft begreifen lässt. Das hat damit zu tun, dass diese Abhängigkeiten teilweise sogar rechtlich normiert wurden. Doch asymmetrische personale Relationen zwischen Partnern von differierendem Status existieren in jeder Gesellschaft, nicht nur in derjenigen, welche die Begriffe Klient und Patron hervorgebracht hat. Der wesentliche Unterschied ist vielmehr die Dichte dieser Beziehungen, also ihre relative Häufigkeit in einer Gesellschaft.

Im frühen Rom waren Patronagebeziehungen vermutlich zahlreich und von hoher Verbindlichkeit. Wie sollte es auch anders sein? Ein durchschnittlicher Römer des fünften Jahrhunderts, der also nicht den Eliten angehörte, war ein Bauer, der hoffen musste, mit seiner Hände Arbeit so viel produzieren zu können, dass von den Früchten bzw. dem Erlös er selbst, seine Frau und zwei, drei Kinder gerade so überleben konnten. Sklaven konnte er sich nicht leisten. Mit solcher Subsistenzwirtschaft kam eine Familie über die Runden, solange alles gut lief. Eine Krankheit aber oder ein, zwei schlechte Ernten – von Seuchen, Naturkatastrophen und Kriegen ganz zu schweigen – wuchsen sich schnell zu einer existentiellen Bedrohung aus. Verwandte und Freunde hatten selbst nichts und konnten in so einer Situation nicht helfen. Eine Fürsorge aus öffentlichen Kassen existierte nicht. Ohnehin war der Staat noch fern. Weder die Volksversammlung noch der Rat waren für die Unterstützung des Einzelnen da. So konnte Hilfe nur von den Reichen und Mächtigeren kommen, und das waren nach Lage der Dinge die Anführer der *gentes*. Unerreichbar waren diese nicht. Die gesellschaftliche Differenzierung war noch relativ gering ausgeprägt. Auch die Clanführer waren Bauern, Großbauern, die ihre Gegend dominierten und die dort lebenden Familien kannten. Diese Männer halfen auch bei Streitigkeiten in der Nachbarschaft, jedenfalls eher als staatliche Gerichte, die es vielleicht noch gar nicht gab.

Nichts ist umsonst, und so erwartete der neue Patron im Gegenzug Unterstützung, nicht unbedingt sofort, aber doch bei Gelegenheit. Bei Wahlen etwa, die damals aber noch nicht so wichtig waren, oder eher durch Beteiligung am Aufgebot der *gens*. Und so fand der durchschnittliche Römer sich in militärischen Auseinandersetzungen wieder, die mit ihm selbst nichts zu tun hatten, die von der Gemeinschaft der Römer gar nicht autorisiert waren und ihr auch nichts nutzten.

Warlords begegnen heutzutage meist in Räumen fragiler oder zerfallender

Staaten. Aber sie treten auch dann auf, wenn es gar keinen Staat gibt oder dieser noch ganz in seinen Anfängen steckt. Diese militärische Rolle eines Clanführers ist besonders wichtig. Denn Erfolg im Krieg generiert Prestige, Beute und weitere Gefolgsleute. Denn nicht jeder arme Bauer ist notgedrungen dabei – Kriegszüge bringen hohe Risiken auch im Positiven mit sich. Ein großer Sieg kann selbst einem unwichtigen Soldaten ein Vermögen einbringen, das er auf seinem Acker ein Leben lang nicht erwirtschaften könnte. Solche Aufgebote sind meist auch Beutegemeinschaften.

Dionysios bettet den Dienst der Fabier in die staatliche Ordnung ein. Sie ziehen mit Einwilligung des Senats aus, operieren in Zusammenarbeit mit Heeren der Konsuln, erfüllen einen Auftrag von vitalem öffentlichen Interesse. Die Realität dürfte weit prosaischer gewesen sein: Um staatliche Herrschaft und um territoriale Expansion der Gemeinschaft ging es nicht. Warlords führten autonome Gruppen an, die eines Staates nicht bedurften. Sie kämpften um des Gewinns willen, aber auch um Macht- und Rivalitätsstreitigkeiten mit anderen Clans auszutragen, die manchmal außerhalb der Gesamtgesellschaft standen, manchmal innerhalb. So etwas wie ein staatliches Gewaltmonopol existierte nicht, ja nicht einmal ein Kriegsmonopol.

Da der Staat als Schiedsrichter oder Regulator ausfiel, stattdessen die *gentes* die wichtigste gesellschaftliche Institution darstellten, fragt sich, woher der Impuls zur Veränderung kam. Zweifellos waren nicht alle Römer in Abhängigkeitsverhältnisse zu Clanführern eingebunden. Händler mit einer gewissen räumlichen Mobilität mochten ihnen entgehen, ebenso manche Kunsthandwerker (aber wie viele gab es von ihnen?), Stadtsässige eher als Landbewohner, und bei weitem nicht jeder Bauer geriet in eine ökonomische Krise. Doch warum sollten diese Menschen sich für eine Änderung der Verhältnisse einsetzen, wenn sie von ihnen nicht unmittelbar betroffen waren? Ohnehin: Warum sollte sich überhaupt jemand für Innovationen einsetzen, wo doch gar nicht so klar war, wie diese aussahen und wozu sie nütze sein sollten? Weiterhelfen mag ein erster unverstellter Blick in die Gesamtheit der römischen Welt.

Die Zwölf Tafeln

Nach der literarischen Überlieferung wurde das Zwölftafelgesetz in den Jahren 451 und 450 festgesetzt, in einer Phase der innenpolitischen Entspannung zwischen Plebejern und Patriziern. Ein paar Abgesandte sollen sogar die Gesetze Solons in Athen abgeschrieben haben, um eine gute Vorlage zu bekommen. All das geht nicht auf glaubwürdige Überlieferung zurück, auch die Datierung nicht.

Immerhin ist Mitte des fünften Jahrhunderts wahrscheinlich nicht schlecht geraten, zumindest nicht offensichtlich falsch. Denn zum einen wird in den Gesetzen eine gewisse staatliche Organisation im Rechtswesen sichtbar, zum anderen sind keinerlei ältere Gesetze fassbar; das Zwölftafelgesetz steht am Anfang der römischen Rechtsgeschichte. Hinzu kommen gleich zu besprechende Indizien, die nahelegen, das Zwölftafelgesetz nicht zu spät in der Auseinandersetzung zwischen Patriziern und Plebejern anzusetzen.

Zwölf Tafeln, auf Holz oder Bronze und öffentlich aufgestellt, trugen die Gesetze. Diese Tafeln waren schon in der späten Republik nicht mehr vorhanden und es ist auch keine Abschrift bis zu uns gelangt. Doch die Rezeption war breit: Noch Cicero lernte als Kind im elementaren Unterricht die Gesetze auswendig, «wie ein unvermeidliches Gedicht»,¹⁰ und insbesondere in der antiken Rechtsliteratur haben sich viele Hinweise und Zitate erhalten. Obwohl diese Juristen manche Formulierung modernisierten und Erklärungen einfügten – ein weiterer Beleg für das hohe Alter –, sind die meisten Vorschriften dem Sinn nach und oft auch im Wortlaut zu rekonstruieren. Und trotz mancher unentdeckten Lücke besitzen wir einen ganz guten Überblick über das Gesamtwerk.

Am wichtigsten aber war die bloße Existenz des Zwölftafelgesetzes. Die schriftliche Festlegung zuvor höchstens mündlich tradiierter Normen verhinderte willkürliche Interpretation durch die Mächtigen oder besser: Sie gestattete durch die öffentliche Zugänglichkeit einem jeden willkürliche Interpretation und erzwang so die Suche nach der besten, plausibelsten Ausdeutung. Damit begann die Rechtswissenschaft. Juristen, Richter und Geschworene gehörten zwar der Oberschicht an, aber Recht und Gesetze waren nun für alle kenntlich und nicht ohne weiteres zu beugen. Das Zwölftafelgesetz war frei von religiöser Prägung. Weder in seinem Zustandekommen noch für seine Gültigkeit sind transzendente Legitimationen fassbar. Es ist ein innerweltliches Dokument, für das die sakralen Kompetenzen der Clans und Priester keine Rolle spielten. Vielmehr deutet das Zwölftafelgesetz auf eine größer und komplexer werdende Bürgerschaft hin, die feste und allgemeinverbindliche, das heißt von allen akzeptierte Regelungen brauchte. Das war kein Schritt hin zu einer Gleichheit aller Römer, aber doch einer zur Integration von Bürgern in eine Gemeinschaft, die hier zum ersten Mal als *res publica*, als öffentliche Sache, zu fassen ist. Eine Bestimmung hielt fest: Die Todesstrafe darf nur vor einer möglichst großen Versammlung ausgesprochen werden – und damit wohl kaum gegen deren erklärten Willen.¹¹ Das war eine bemerkenswerte Anerkennung des Kollektivs, und gleichzeitig gewährte dieses dem Einzelnen eine gewisse Sicherheit vor obrigkeitlicher Willkür.

Das Zwölftafelgesetz ist aber kein Grundgesetz. Es legt nicht die Organisation

und die Prinzipien eines Staates dar, ja es weist kaum eine staatsrechtliche Bestimmung auf. Sein Anliegen ist die Ermöglichung eines friedlichen und möglichst reibungslosen Zusammenlebens der Bürger. Die wesentlichen Themen sind daher nach heutigen Maßstäben dem Zivilrecht zuzuordnen, insbesondere dem Bürgerlichen Recht. Auch Verfahrensrecht, Vertrags-, Sachen- und Immobilienrecht spielen eine große Rolle. Strafrecht kommt knapp vor, vor allem hinsichtlich Diebstahls und Körperverletzung. Vollständigkeit ist nirgends angestrebt (was ein Charakteristikum römischer Rechtsetzung bleiben sollte). Ge-regelt wird das Zweifelhafte und gerade Nötige. Mord zum Beispiel wird nur in seiner prozessualen Behandlung gewürdigt, nicht inhaltlich.

Manches wirkt modern oder eher zeitlos, etwa wenn festgeschrieben wird, dass die Anlieger für die Befestigung der Straßen verantwortlich sind. Anderes ist in mehr als einem Sinne archaisch: Wer Feldfrüchte durch magische Inkantation verzaubert, wird totgeprügelt. Überhaupt wird die Bedeutung der Landwirtschaft in Quantität und Strenge der Regelungen deutlich. Wer die Ernte eines anderen anzündet oder nachts abweidet, wird verbrannt bzw. aufgehängt.¹²

Wie in den meisten frühen Gesetzgebungen fallen die Strafen oft drakonisch aus. Die Talion, also der Grundsatz, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, galt im Prinzip, war konkret aber durch Geldentschädigung ersetzt.

Wenn jemand einem anderen ein Körperteil versehrt, soll Talion eintreten, wenn er sich nicht mit dem Verletzten einigt. Wenn jemand einem Freien einen Knochen gebrochen hat, sollen 300, wenn einem Sklaven, 150 Pfund Bronze die Strafe sein. Wenn jemand eine andere Verletzung zugefügt hat, sollen 25 Pfund Bronze die Strafe sein.¹³

Das Zwölftafelgesetz kennt keine Gleichheit der Menschen. Das gilt auch für alle folgenden römischen Rechtsordnungen. Soweit es sich um Freie handelt, werden allerdings nur Unterschiede gemacht, die auch heutzutage üblich sind, etwa nach dem Mündigkeitsalter oder nach dem Bürgerstatus. Das verleiht dem Zwölftafelgesetz über Strecken eine fast moderne Anmutung.

Doch fragt sich der heutige Leser, wieweit die Rechtswirklichkeit davon geprägt wurde. Wurden die Urteile wirklich unparteiisch gefällt und die Strafen vollstreckt, so wie es der Gesetzestext vorsah? Wir wissen es nicht. Schon normativ ist der Staat im Zwölftafelgesetz häufig sehr fern. Der Geschädigte bzw. seine Angehörigen mussten die Initiative ergreifen. Wollte ein Beklagter zu seinem Prozess nicht erscheinen, konnte der Kläger nicht auf eine Form polizeilicher Unterstützung zurückgreifen. Er selbst hatte vor einem Zeugen den unwilligen Beklagten festzunehmen oder, falls Gesundheit oder Alter dessen Entschuldigung war, ihm einen Wagen zu stellen. Dies setzte sich nach einem Schuldspruch

fort: Hatte der Verurteilte eine Geldschuld nach 30 Tagen nicht bezahlt, konnte der nunmehrige Gläubiger ihn zu einem weiteren Gerichtstermin schleppen. Blieb dieser ergebnislos, konnte er sich nur damit helfen, dass er selbst ihn festsetzte und fesselte, mit einem Seil oder mit Fußfesseln im Gewicht von höchstens 15 Pfund. Der Verurteilte durfte sich selbst verpflegen. Lehnte er das ab, musste ihn der Gläubiger täglich mit einem Pfund Dinkelbrot versorgen (fakultativ mit mehr). Sechzig Tage lang ging das so. Auch dann griff kein Richter oder sonstiger Amtsträger ein. Blieb eine Einigung oder eine Schulderrückzahlung aus, wurde der Verurteilte an drei aufeinanderfolgenden Markttagen öffentlich vorgeführt und seine Schuldhöhe ausgerufen. Dies eröffnete jedem Dritten die Möglichkeit, die Summe zu übernehmen. Ergriff sie keiner, wurde der Schuldner über den Tiber ins Ausland verkauft.¹⁴

Was sich zuerst wie das Drehbuch einer Komödie liest, kippt am Schluss. Das Gesetz ist nicht zur Erbauung seiner Rezipienten gemacht. Es handelt nicht von sozial einigermaßen Gleichen. Vielmehr versucht es die ökonomische Abhängigkeit eines Bauern von einem Mächtigen, wie ich sie oben skizziert habe, durch den Einbau von Regeln und die Möglichkeit zu Bezahlung und Auslösung zu mildern. Doch wenn das Geld nicht aufzutreiben war, musste der Gläubiger letztlich befriedigt werden, und das konnte nur durch den Erlös aus der Versklavung des Schuldners erfolgen. Die Erleichterung für den Betroffenen sah in diesem letzten Akt so aus, dass er zumindest nicht in seiner Heimat zum Sklaven wurde. Dies verhinderte eine letzte Demütigung und half dem sozialen Frieden. Der Schuldner war aus den Augen und somit aus der Bürgergemeinschaft wie aus der Erinnerung getilgt.

So unwahrscheinlich es auf den ersten Blick auch ist: Diese Bestimmung beschränkte die Macht eines Großbauern, Clanführers, Warlords, Patrons. Zumindest etwas. Das Zwölftafelgesetz wirkte also nicht nur durch Verschriftlichung und Veröffentlichung innovativ. Zumindest in manchen Inhalten, zum Beispiel dem eben vorgestellten, replizierte es wahrscheinlich nicht nur den Status quo, sondern setzte neues Recht. Die Beschriftung der Zwölf Tafeln gehört also in eine Phase, in der die weiten Möglichkeiten der Mächtigen genauer definiert und damit etwas begrenzt wurden. Denselben Geist atmet die einzige Bestimmung, die allgemein Patronageverhältnisse reguliert: «Wenn ein Patron einen Klienten betrogen hat, soll er verflucht sein.»¹⁵

Diese Bündigkeit ist bemerkenswert. Zwar liefert sie in ihrer Pauschalität kaum einen konkreten Anhalt für eine rechtliche Maßnahme. Doch der falsche Patron wird nicht bloß verurteilt, sondern als Frevler aus der menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Nur hier in dem ansonsten das Sakrale fast meidenden Zwölftafelgesetz wird eine solche Sanktion festgesetzt. Das ist ein Zeichen

der moralischen Aufladung des Klientelverhältnisses wie auch der Möglichkeit seines Missbrauchs.

Weiteren Aufschluss könnte die Behandlung von Patriziern und Plebejern geben. Doch beide Gruppen erwähnt das Zwölftafelgesetz gar nicht. Cicero behauptet zwar, dass es eine Bestimmung enthalten habe, welche Ehen zwischen Plebejern und Patriziern verboten habe. Doch es ist auffällig, dass zwar die Historiographie eine solche Maßnahme erwähnt, nicht aber die juristische Literatur. Das wäre jedoch zu erwarten gewesen, weil die Eheschließung eine private Angelegenheit zwischen den beteiligten Familien war, keine, die der öffentlichen Normierung bedurfte. Als Augustus diese dann doch vornahm, offenbar als erster, zeitigte das rechtliche Folgen, die bis zum Ausgang der Antike wieder und wieder diskutiert wurden. Wahrscheinlich ist das Heiratsverbot die Erfindung eines römischen Geschichtsschreibers, der damit die Unerbittlichkeit der Patrizier illustrieren wollte, ebenso wie den Widerstand der Plebs, die das Verbot durch einen Volksbeschluss bald aufgehoben habe.¹⁶

Dass Plebejer und Patrizier nicht erwähnt werden, kann zwei Gründe haben. Entweder hatten die Patrizier sich noch nicht als eigener Stand formiert, mit der Konsequenz, dass das Zwölftafelgesetz einem recht frühen Stadium der innenpolitischen Auseinandersetzung angehört. Oder die Römer verzichteten bewusst darauf, diese Auseinandersetzung durch die Erwähnung ihrer Exponenten und deren Rechten und Pflichten zu kodifizieren, das heißt: sie einzufrieren und gleichzeitig zu verstetigen. Sie gar nicht zu nennen hielt den Weg zu ihrer gesellschaftlichen Auflösung in der Zukunft offen. Diese Möglichkeit scheint mir, angesichts der oben beobachteten normativen Gleichheit der Bürger im Gesetzeswerk, die wahrscheinlichere. Es fehlen ja schneidende Maßnahmen in die eine oder in die andere politische Richtung: keine Verkürzung und kein Ausbau sakraler Privilegien; kein Schuldenschnitt, aber auch keine Verschärfung der ökonomischen Ungleichheit. Das Zwölftafelgesetz gehört wahrscheinlich einer späteren, an sich hitzigeren Phase des Konflikts zwischen Patriziern und Plebejern an und ist gerade dadurch ein eindrucksvolles Dokument für den Willen, trotz tiefer Gegensätze Konsens zu finden, im Interesse der *res publica*. Und dieser Konsens fand Akzeptanz über die Jahrhunderte hinweg.

Die *gentes* dagegen werden, wenig überraschend, mehrmals in den erbrechtlichen Abschnitten behandelt. Die Quintessenz der auf der fünften Tafel niedergeschriebenen Regelungen ist, dass Erben die nächsten Verwandten in der männlichen Linie sind: erst die Nachkommen, also die Kinder; dann, sollten Söhne schon verstorben sein, deren Kinder; falls es keine Nachkommen gibt, die Geschwister; dann, sollte es keine Geschwister geben, die Onkel und Tanten; dann, sollten Brüder schon verstorben sein, deren Kinder. Frauen können durchaus

erben, aber nur wenn ihre Verwandtschaft zum Erblasser über einen Mann begründet ist. Die Tochter des Bruders erbt, die Tochter (oder auch der Sohn) der Schwester nicht. Sie kommt erst zum Zug, wenn es keine Verwandten in der männlichen Linie gibt. Danach erben diejenigen in der weiblichen Linie, also alle Verwandten der Mutter. Das Zwölftafelgesetz spricht hier von den *gentiles*, den Angehörigen der *gens*, und meint damit alle Blutsverwandten. In dieser Reihenfolge werden auch, soweit es sich um Männer handelte, die Vormünder von Minderjährigen, Frauen und Geisteskranken bestellt.¹⁷

Dies ist ein Erbrecht, wie man es bei einem Clan erwartet. Das Vermögen verbleibt innerhalb des Verwandtschaftsverbandes, bei Privilegierung der nächsten Angehörigen, aber doch unter der Maßgabe, dass auch entferntere Blutsangehörige gegebenenfalls zum Zuge kommen. Ob selbst ein Clanführer die Möglichkeit hatte, davon nennenswert abzuweichen, ist unklar. Es wäre jedenfalls ein Verstoß gegen jede soziale Erwartung gewesen, da wider die Verwandtschaftslogik, hätte er versucht, Angehörige der eigenen *gens* zu enterben.

Gerade diese Möglichkeit aber sieht das Zwölftafelgesetz ausdrücklich vor: «Wie er über seine *familia* oder seine Vormundschaftsangelegenheiten letztwillig verfügt, so soll es Recht sein.»¹⁸ Mit dieser Verfügung wird die gerade skizzierte verwandtschaftliche Erbfolge potentiell Makulatur. Der Erblasser kann ein Testament aufsetzen, in dem er seine Angelegenheiten nach Belieben regelt, ohne jede Rücksicht auf seine Blutsverwandten. Völlige Testierfreiheit kennt kein Pflichtteil, anders als das deutsche Recht, und ebenfalls fremd ist sie der auch auf finanziellem Zusammenhalt beruhenden *gens*. Ein Clanführer wird nur selten zu einer solchen Enterbung gegriffen haben.

Der «er» dieses Gesetzes ist der *pater*, der *pater familias*. Er taucht mehrmals im Zwölftafelgesetz auf, häufiger und mit größerem Nachdruck als die *gens*. Er verfügte über die sogenannte Gewalt des Vaters, die *patria potestas*, die ihm große Macht über das Leben der ihm Unterstellten gab. Das Zwölftafelgesetz erlaubte etwa die Aussetzung eines deformierten Neugeborenen. Ein *pater* durfte auch seinen Sohn verkaufen. Diese auf den ersten Blick unglaubliche Bestimmung wird verständlicher, wenn man sie vor dem Hintergrund der oben betrachteten Schuldenproblematik und des Wirtschaftens vieler Bauern am Existenzminimum betrachtet. Der Verkauf eines gesunden Sohnes mochte dem Rest der Familie das Leben erhalten. Ein Rückkauf war sicher angestrebt und kam, bei Besserung der Lage, wohl auch gar nicht so selten vor. Der Vater besaß wahrscheinlich sogar ein Anrecht darauf, das heißt, letztlich war der Verkauf eher eine Art Verpfändung mit Auslösungsoption. Anders jedenfalls ist schwer vorstellbar, wie dieses vom Zwölftafelgesetz vorgesehene Szenario überhaupt eintreten sollte: «Wenn ein Vater dreimal den Sohn verkauft, soll der Sohn vom Vater frei sein.» Dann, end-

lich, war eine Wiederholung nicht mehr möglich, die *patria potestas* über den Sohn (und übrigens auch die Tochter) erlosch.¹⁹

Ein *pater* konnte offenbar jeder männliche Römer sein. Nur Ärmere gerieten in die Not, einen der Ihren verkaufen zu müssen. Selbst freigelassene Ex-Sklaven konnten *patres* sein.²⁰ Die Regelung über die Testierfreiheit weist flüchtig betrachtet nur auf die Eliten, die etwas zu vererben hatten. Doch sie ermöglichte es auch weniger Wohlhabenden, ihr Grundeigentum gegebenenfalls nicht auf mehrere Söhne zu verteilen und so zu zersplittern. Der älteste Sohn behielt es in einer Hand, und so vermochte zumindest ein Teil der Familie in auskömmlichen Verhältnissen weiterzuleben.

Ein Haupt einer *gens* konnte durchaus ein *pater* im Sinne des Zwölftafelgesetzes sein, aber nicht jeder *pater* Haupt einer *gens*. Das Konzept des *pater* und seiner Allgewalt über seine *familia* stand also nicht einfach konträr zu dem der *gens*. Es lag quer. Es trennte sozial lange Verbundenes und es führte Geschiedenes zusammen. In ihm wurde Veränderung greifbar.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de